

# ERBZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

**Inhalt:** Brief eines Edelmannes an seinen Beichtvater, von R. H. Heigel (mit Illustration). — Simonides, von Emanuel Geibel. — Liebenswürdig. — Das Spielzeug der Kinder. — Böhmisches Musikan- ten, von F. Loewenberg. — Wie soll man Erzählungen lesen? — Das liebe Brod, von G. Heigel. — Die Neujahrsnacht zweier Glücklichen (mit Illustration). — Weihnachten in der Pflanzenwelt. — Ein deutscher Waffenhüter in England, von H. Vera. — Bürger's Kenore, von Arnold Westmer (mit Illustration). — Die Mode, von Veronika von G. — Wirthschafts-Plaudereien. — Wobensbild nebst Beschreibung. — Weis- nachtslänge, von Th. Pradsky. — Charade. — Nebus. — Schachaufgabe. — Auflösung der Charade Seite 376. — Correspondenz. — Kostenfreie Insertion offener Stellen. — Schlusswort an unsere Leserinnen und Leser.

## Brief eines Edelmannes an seinen Beichtvater.

Aus dem 17. Jahrhundert.

„Ich bin verflucht. Verflucht, ohne Seele zu leben; unter den Hauern zu leben, die sie mir tödteten. Das Weib, das ich liebte, ist todt für mich, ohne begraben zu sein; begraben für mich, ohne gestorben zu sein. Wenn ich an sie denke, sündige ich; denn sie wählte zwischen dem Himmel und mir — darf ich also grollen, daß ich verworfen ward?“

O ehrwürdigster Freund, mein zweiter Vater! Ist es denn wahr, sind wir hier, um zu leiden? Warum gebet die Sonne so herrlich über die Erde hin, wenn wir Verdammte sind, Verdammte am Herzen unserer Mutter schon? Ist alles Liebliche um uns und Sanfte in uns Versuchung nur? O Vater, jetzt scheint es mir so. Elend sind wir in den Schlössern, elend die in den Hütten. Der Herr wie der Knecht, der Verfolger wie der Verfolgte, der Richter wie der Gerachtete, Mann und Weib, Alle stuchbeladen und mit Weh und Blindheit geschlagen. Zuweilen schreie ich am hellen Tage entsetzt über den Schatten auf, der plötzlich rings um mich sich breitet, und in einsamer Nacht schaudere ich vom Schlaf empor und sehe am tiefschwarzen Himmel in ungeheurer Flammenschrift: *Mene Tekel Upharsin!*

Dabei ist, was ich erlebte, so schrecklich einfach; von Allen, so ich kenne, außer dir, begreift Keiner, daß es mir das Herz brach. Und daß es mir so erging, geben Alle mir die Schuld .... Nicht du, nicht du wirst es, denn was ich that, that ich in deinem Andenken, in deinem Geiste .... Höre!

Am 3. Juli ritt ich nach Schloß Falkenberg zu meiner Braut. Den ganzen Tag über hing ein Wetter in der Luft, und mehr als einmal sah ich unterwegs zum Himmel auf, wo es mit unsichtbarer Hand die Wolken hierhin, dorthin zur Erde zog. Als sie endlich mit Blitz und Donner niedergingen, bot mir ein Gebiß, das mitten in der Waldeinsamkeit lag, ein erwünschtes Obdach. Während der Bauer meinem Diener die Pferde unterbringen half, suchte ich gegen den strömenden Regen Schutz in der Stube. Bei meinem Eintritt erhob sich ein Weib, das neben einem ärmlichen Bettchen kniete, und grüßte mich mit der bangen Scheu, die diese Armen immer vor uns haben. Auf dem Lager aber ruhte ein kleiner Knabe, mit blassem, abgemager- tem Gesicht. Um der Frau ein Herz zu machen, fragte ich, ob ihr Kind krank sei? „Es war krank, todtkrank,“ antwortete sie und zog den Kleinen mit heftiger Inbrunst an ihre Brust, „aber ein Engel hat es gerettet ...“

„Ein Engel,“ fuhr sie wie im Selbstgespräch fort. „Ich selbst hielt sie für eine Here, aber jetzt nicht mehr, seitdem sie mir mein Eins und Alles, meinen Augentrost, meine süße Blume gerettet. O hoher Herr,“ wendete sie sich plötzlich leidenschaftlich zu mir, „wenn Ihr je in den Fall kommt, die blinde Magdalena zu schützen, thut's, um des Erlösers willen thut's! Wer sie lästert, läßt; ihr Werk ist frommes Werk, sie steht nur mit dem Himmel im Bunde.“ Ich hatte von der Blinden auf Falkenberg oft gehört. Ein armes Weib im Dorfe, von dem man nur flüsternd sprach. Die Einen nannten sie „die kluge Frau“, der Bruder und Vater meiner Braut aber hießen sie kurzweg eine Here. Unterdessen war der Bauer in die Stube getreten. Er blickte

mißtrauisch erst auf sein Weib, dann auf mich. „Hast Du wieder das Unsinnsige geredet,“ fuhr er Jene rauh an. „Glaubt ihr nicht, hoher Herr! die Buben und die vielen Nachtwachen haben ihr den Verstand verdreht. Ich bin ein ehrlicher Christ und dulde kein Teufelswerk in meinen vier Wänden.“

„Die blinde Magdalena,“ hob die Frau an, aber ihr Mann unterbrach sie zornig.

„Willst Du uns auf den Holzstoß bringen?“ schrie er. „Weißt Du, daß der Bußrichter heute im Dorfe ist?“ Dann warf er sich vor mir nieder und bat und beschwor mich, ihn und sein Weib nicht anzugehen, bekreuzte sich und rief den donnernden Him- mel zum Zeugen, daß er ein guter Christ sei und alle Blüthe auf das Haupt der verdammten Here niederwünsche. Sein Weib aber war am Bette ihres Sohnes in die Knie gesunken und be- wegte in inbrünstigem Gebet die Lippen.

auf dieser Stelle von den Knechten die Erde sukstief aufgewühlt, während die Menge zum dichten Kreis sich scharrte, voll fieberhaf- ter Erwartung, in atembloser Begier. Ich blieb nicht lange im Zweifel: Man suchte den Zauber, den die blinde Mag- dalena im Garten vergraben hatte. Jenes Weib, an des Bußrichters Seite, hatte die Here dabei belauscht, hatte die Ver- wünschungen gehört, die sie über das Schloß und seine Bewohner murmelte. Und jetzt hielt der Zug wieder, wo das Geäst einer Ulme über eine Steinbank sich streckte. Ich schauderte. Hier hatte ich meiner holden Agnes zum ersten Mal meine Liebe gestanden, hier hielt ich sie, ein Selbiger, in meinen Armen und nannte sie zuerst dem Himmel meine Braut! „Hier war's!“ schrie das Weib gellend auf und warf sich, nicht schaukel und Hacken erwartend, auf die Erde und zermühlte sie wie ein wildes Thier. Dann stieß sie einen Triumphschrei aus und hielt eine goldene Kette empor und rief: „Gesunden! der Zauber ist gefunden! das Schloß ist erlöst.“ Es gab mir einen Stich ins Herz, denn ich erkannte die Kette, ich hatte sie oft genug am Halse meiner Agnes ge- sehen.

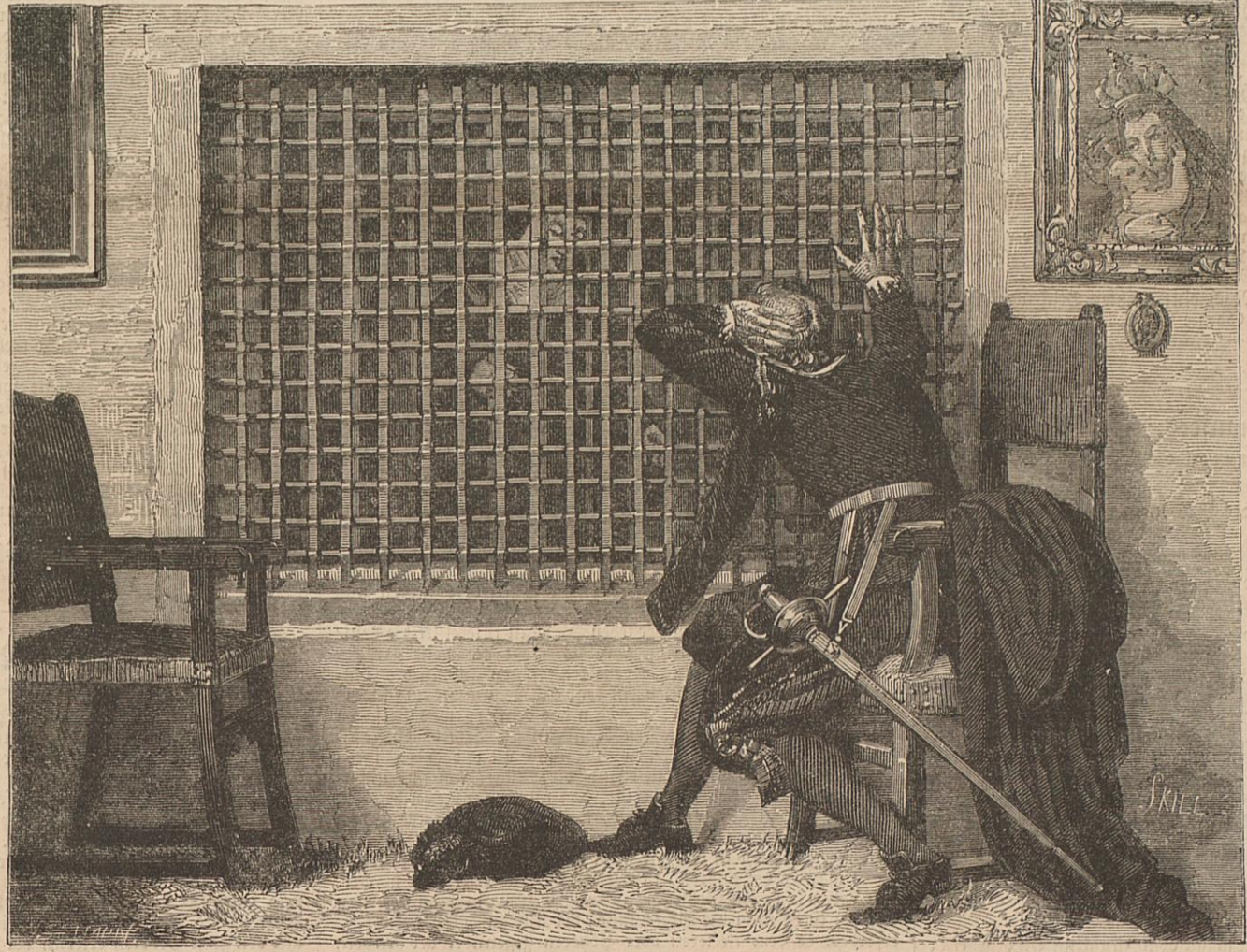
Das Geschmeide ging von Hand zu Hand. „Es ist die Kette, die meine Tochter verloren hat,“ rief Agnes' Vater. „Blut klebt daran,“ rief der Bruder. „Das ist Blut vom Heren- sabbath!“ sagte der Buß- richter und bekreuzte sich. „Die Blinde wollte mein Kind verzaubern!“ jam- merte der alte Graf. „Ste- nigt sie!“ schrie das Weib und gab dem Wuthgeheil der Anderen damit die Lo- sung. In meinem Her- zen aber wechselte Furcht und Zweifel; es grante mir vor der Gefahr, in der meine Geliebte geschweht hatte, es grante mir aber auch vor der Art und Weise, wie diese Entdeckung ge- macht worden.

Der Bußrichter gebet Ruhe; dann hob er feierlich die Rechte zum Nachhim- mel empor und sagte: „Sie soll gerichtet werden.“ Erst eine Stunde spä- ter durste ich Agnes be- grüßen. Sie brach bei mei- nem Anblick in heftiges Weinen aus und brängte sich wie ein zitterndes Reh an meine Brust.

„Glaubst Du,“ fragte ich, „daß Magdalena eine Here ist und Dir Böses thun wollte?“

„Ach,“ schluchzte sie, „muß ich es denn nicht glau- ben? Vater, Bruder, Vater Hubert, der Richter, Jedermann im Schloß und Dorf glaubt es. Sie ist blind, und doch kennt sie Weg und Steg. Der Thurmwart hat sie Nachts auf dem Kirchhofe um die Gräber schleichen sehen. ... weil er es dem Vater geklagt, brückt sie ihn seitdem im Schlafe als Alp. Ihre Mutter war eine Here und heute nächtlich als Wolf durch den Forst. Von ihr hat Magdalena die Kenntniß der geheimen Kräfte in Pflanze und Thier. In dem blühenden Wirsal des Waldes und der Haide findet sie, die Blinde, das kleinste Kräutlein, das sie sucht; sie könne den Blu- men das Herz fühlen, sagt sie. Sie kann alle Krankheiten heilen, aber wenn sie übel will, läßt sie verschmachten. Die Katharina, die sie einst „blinde Here“ gescholten, brachte jüngst in ihrer Ver- zweiflung die schwertrante Tochter zu ihr. „Sie muß sterben,“ sagte die Blinde, und nach acht Tagen war das Mädchen todt. Auch das Wetter beschwört sie. Meine Magd Doris hat es heute deutlich gesehen, wie ein grauer Qualm aus Magdalenas Hütte emporstieg, am Himmel dann als Wolke hing und allmählig zur Wetterwand sich ausbeugte.“

„Aber Du, Du, mein Kind,“ fragte ich angstvoll, „wie fühlst Du dich? Bist Du krank, seit Du die Kette verlierst?“



„Leb wohl!“ (S. „Brief eines Edelmannes an seinen Beichtvater.“)



Agnes schwankte. „Ich weiß nicht,“ antwortete sie dann, „krank nicht, aber mir war bange — bange nach Dir!“ Und sie barg, glutübergossen, wieder ihr Haupt an meiner Brust.

„O Agnes, Agnes!“ rief ich, „bedenke jedes Wort, das Du sprichst. Es handelt sich um ein Menschenleben.“

Sie sah mir lange, mit angstvollem Ausdruck ins Gesicht. „Sie ist eine Zauberin,“ flüsterte sie dann, „hüte Dich vor ihr!“

— Aus dumpfem Schlaf, der spät erst kam, weckte mich am andern Morgen der Bruder meiner Braut und forderte mich auf, dem Gerichte beizuwohnen, das über die blinde Magdalena gehalten ward. Was konnte ich zu meiner Entschuldigung sagen! Ich mußte ihm folgen.

Im Saal, der die Menge der geladenen Gäste, der Zeugen und Neugierigen kaum fassen konnte, sah ich zum erstenmal die Verklagte. O, es war ein Anblick, um Blut zu weinen. Denke dir ein blasses, abgehärmtes, in Lumpen gekleidetes Weib, ein Bild der Armut und des Grams, und doch ein Gesicht voll Unschuld und hilfloser Treueherzigkeit, wie ein Kindesantlitz; ich konnte den Blick nicht mehr von ihr wenden, nicht mehr von den großen, blaßblauen Augen wenden, die noch nie die Sonne gesehen. Ich hörte die Stimmen der Zeugen und des Richters, aber den Klang der Stimmen nur; meine Seele hing sich an des Weibes Lippen und wartete zitternd, was sie sprechen würden. Und als diese Lippen endlich sprechen durften und doch nichts weiter sagten, wie: „Gott sieh mein Herz!“ rauchte es in mir wie Flügel: Sie ist unschuldig! In demselben Augenblick aber hörte ich auch des Richters Geheiß, sie zu foltern. Da, meiner Sinne nicht mehr mächtig, schrie ich auf vor Wuth und Schmerz, riß mein Schwert heraus, sprang in die Schranken, stieß die Schergen zurück und warf mich über die Blinde, bereit zum Kampf, zum Tod. Ein wüster Lärm, ein wildes Getümmel brach los. „Sie hat ihn bekehrt! Auf den Scheiterhaufen mit ihr!“ schrie es rings um mich. Was weiter geschah, weiß ich nicht. Mir war, als befände ich mich in tosender See und ich kämpfte gegen die Wellen, bis sie über mir zusammenschlugen.

Dann kam eine lange Nacht voll wirrer Träume. Einmal fuhr ich aus dem Schlafe empor, von einem entsetzlichen Schrei geweckt. Um mich war es finster, meine Glieder zerfahlen und — ich fühlte es — gebunden. Ich laufte. Und wieder gelte der Wehruf, in weiter Ferne und dennoch Herz und Hirn durchschneidend. Eine fürchterliche Ahnung erfaßte mich, eine Ahnung dessen, was ich jetzt weiß: Es war der Todeschrei der Blinden, der Todeschrei aus den Flammen. Ich raffte gegen meine Bande, aber sie brachen nicht, und nur eine Ohnmacht errettete mich vor Wahnsinn.

Dieser zweite Schlaf war wie der Tod, tief, traumlos, bis ich erwachte. Die jüngste Vergangenheit schien dem Gedächtniß entschwunden, nur eine bange Empfindung von ihrer Häßlichkeit zitterte noch in mir. Meine erste Frage war: „Agnes?“ Und Jemand antwortete mir: „Agnes ist nur noch Christi Braut. Agnes ist im Kloster ...“

Und nun erwacht' ich erst — O Vater! — — — — Da war nichts mehr zu ändern. Agnes glaubte, für mich büßen zu müssen; Agnes konnte nicht das Weib dessen werden, der einmal in der Hölle Gewalt war ...

Gestern war ich in dem Kloster, in dem sie während meiner Krankheit das Gelübde gethan. Ich ließ ihr sagen, daß ich sie ein mal noch sehen, daß ich ein mal noch meinen Namen hören und dann büßen, mein Lebenlang es büßen wollte, daß ich den Himmel schon auf Erden begehrte. Sie erschien. Ich schlug verzweiflungsvoll die Stirn, die Hände an das Gitter, das mich von ihr trennte. Der heiligen Stätte nicht achtend, schrie ich meinen Schmerz in den geliebten Namen aus.

„Heinrich,“ sagte sie, und bei der Wehmuth ihrer Stimme schmolz meine Wildheit in Thränen hin, „Heinrich, leb wohl! leb wohl!“

Sie sprach nur dies. Noch einen letzten Blick warf sie auf mich, dann ging sie. Die Sonne schien, aber nicht mehr und nimmer auf meinem Weg. — [1748]

Karl August Heigel.

Simonides.\*)

Von Emanuel Geibel.

Neber's Meer vom Kampf des Isthmus kommt Simonides gezogen;  
Froh begrüßt den Gast Sicilien, dem sein Ruhm vorangeflogen.  
Bei Messanas reichstem Erben sitzt er heut bekränzt im Saale;  
Draußen brüht schwül der Mittag, drinnen kreist die volle Schale.  
Da beginnt der Herr des Hauses: „Gib zum Guten uns das Beste;  
Deines Liebes goldner Wohlklang wandelt erst das Mahl zum Feste.  
Sing' uns von der Kunst, im Schönen süß die Tage zu vergeuden,  
Von dem Reiz geliebter Frauen, von des Bechers goldnen Freuden;  
Ober Schlachten kühn' und Siege, Weberschilde kühn zerpalten,  
Nur von Deinen frommen Weisen keine, die gemacht veralten.  
Anders ist die Welt geworden, andres heischt die Zeit vom Dichter —  
Doch der Säng'er winkt gelassen und, den Kelch ergreifend, spricht er:  
„Neuen Sinn und neue Sitte magst vom Jüngling Du begehren;  
Mir, dem Hochbetagten, ziemt es, treu den alten Brauch zu ehren.  
Nicht im Schnee verblichener Locke fürcht' ich mehr den Pfeil der Spötter;  
Meines Bechers erste Tropfen spend' ich euch, ihr Rettungsgötter!  
Seid gepriesen Schwanenfüßer, sternbekrönte Dioskuren;  
Gnädig habt ihr mein gehütet, als wir durch die Scylla fuhren.  
Wohl erbrauste dumpf der Abgrund, doch es ward, als wir euch riefen,  
Zur azurnen Bahn der Strudel, zur Musik der Sturm der Tiefen.  
Nächtlich um des Mastes Spizen wohnt ihr uns ätherisch Feuer,  
Sandtet Schwärme von Delphinen, Heil zu künden unserm Steuer;

\* \*) Simonides, ein griechischer Dichter des 6. Jahrhunderts vor Chr. Geb., ward nach der Sage zweimal durch die Götter gerettet: einmal indem sie ihn warnten, ein Schiff zu besteigen, welches nachher unterging, das andere mal bei dem Sturz des Zwillingenbrüder Raftor und Pollux. Diesen Theil der Sage hat der deutsche Dichter zum Gegenstande seiner Ballade gemacht. Die Red.

Bis zuletzt, von euch besittigt, sanft ein Hauch, ein nimmer-müder,  
In die sichere Bucht uns wiegte. Seid gepriesen Zwillingenbrüder!“  
Spricht's und aus des Bechers Fülle sprengt er fromm den Gruß der Weihe,  
Unbekümmert, ob ein Lächeln ihn verführter Thorheit zeihe.  
Aber lauter durch die Haken schon beginnt das Fest zu schwärmen,  
Schon verstummt die sanfte Cithar und das Wort erstirbt im Lärmen.  
Während Krug um Krug die Schenken immer süßere Blut kredenzen,  
Gellen Flöten, jauchzen Weiber in manabisch wilden Tänzen.  
Alle Wangen glühn erhitzter, alle Zungen stammeln truncker,  
Nur der Dichter sitzt bekümmert, schweigend in sich selbst versunkener.

Müden Auges auf die Tafel starrt er, da, mit leisem Spruche,  
Melbet ihm ins Ohr sein Knabe, daß ein Jünglingspaar ihn suche;  
Schön und hoch, in fremden Kleidern, silberweiße Ross' am Zügel,  
Mit gewicht'ger Beschäft seiner harr' es am Platanenhügel.  
Und er folgt zum Hain der Ladung, aber nicht in seinen Schatten  
Trifft er die ihn herbeshieden, nicht am Quell, noch auf den Matten.  
Weiter schweift er durch die Gärten, da besällt ihn plötzlich Grausen,  
Roth im Dunst erlischt die Sonne, durch die Lüfte geht ein Brausen.

Wie verschloßnes Ungewitter krachts herauf im Bergeschloosse,  
Und der Pfad, auf dem er wandelt, hebt vom donnergleichen Stosse.

Bangen Rufs zurück die Schritte will er wenden, doch im Munde  
Stirbt der Laut ihm, schreckversteinert wurzelt ihm der Fuß am Grunde.

Wo die stolze Säulenhalle schimmernd überm Thal gelegen,  
Starrt ein wüster Trümmerhaufe staubumwirbelt ihm entgegen.  
Von den Flammenriesen, sieht er, furchtbar unterm Schutt gebettet  
Liegt das Haus mit allen Gästen; er, der Einz'ge, steht gerettet.

Mühsam auf geborstenen Wegen dringt er vor und späht genauer;  
Ach — am Tummelplatz des Jubels blieb ihm nur ein Werk der Trauer.

Mit den Hirten vom Gebirge, die sein Hilferuf entboten,  
Gräbt er aus dem Sturz der Quadern und bestattet fromm die Todten.

Doch umsonst, als dies vollendet, nach den schönen Unbekannten  
Forscht er, nach den Rosselentern, die den Gruß des Heils ihm sandten.

Keiner kennt sie, keiner nennt sie; plötzlich, Brüdern gleich verbunden  
Sind sie wunderbar erschienen, sind sie räthselhaft verschwunden.

Da gemahnt's den greisen Säng'er wie ein Glanz von Götterspuren,  
Und sein Auge sucht die Sterne: „Seid gepriesen Dioskuren!“ [1736]

Liebenswürdig.

Sie ist Goldes werth, die Kunst, bei Leuten sich beliebt zu machen. Wer sie versteht, hat in jedem Jahre dreihundertfünfundsechzig schöne Tage. Man zieht den Hut ab vor dem Gescheidten, man schüttelt die Hand dem Braven, aber man lächelt mit dem ganzen Gesicht, wenn uns ein „liebenswürdiger“ Mensch begegnet. Die Häßlichkeit einer Frau wird ein Reiz mehr, wenn diese Frau liebenswürdig ist, und einer liebenswürdigen Schönen verzeihen die Häßlichen sogar die Schönheit. Dabei ist die Kunst so leicht, ihr Geheimniß solch ein öffentliches Geheimniß. Doch nein, nicht ganz so bekannt, denn sehr Viele glauben, das Ganze beruhe darin, ein artiges Compliment machen und angenehm plaudern zu können. Allein es gibt Frauen und Männer, welche sehr viel, sehr gewandt, ja, selbst sehr geistreich plaudern und doch unausstehlich sind. Warum? Weil sie nur zu sprechen, nicht aber auch zu hören verstehen. „Man interessiert die Leute nur, wenn man sich selbst vergißt,“ sagt der weise La Rochefoucauld, „und ein Grund, weshalb Personen uns in der Conversation so häufig mißfallen, ist der, daß sie, anstatt auf unsere Rede präcis zu antworten, mehr an das denken, was sie sagen sollen.“ Sogar die Höflicheren begnügen sich damit, eine aufmerksame Miene anzunehmen, während man doch in ihren Augen ihre Zerstreutheit liest und die Mühe, sich auf unsere Rede zu besinnen. „Wie es heißt, daß nur derjenige zu befehlen verstehe, der zu gehorchen lernte, kann man sagen, um gut zu plaudern, müsse man vorerst gut hören oder vielmehr zuhören lernen. Zuweilen ist das gar nicht leicht, aber ohne diese Kunst bleibt man in der andern, in der Kunst, sich beliebt zu machen, sein Leben lang ein Stümper. Grund zum Zuhören hat man immer; ist es nicht der Gegenstand, der uns zu hören zwingt, so erfordert es dem Älteren oder Höheren gegenüber der Respekt, vor Unferngleichen die Lebensart und vor Niederen die Menschenfreundlichkeit.“ [1733]

Das Spielzeug der Kinder.

Ein Weihnachtswort an die Aeltern.

Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel. Schiller.

Älternliebe weiß oft nicht, was sie thun soll, um die Kinder, ihr Theuerstes, so recht zu erfreuen. Dann greift sie zuweilen nach dem, was den Lieblingen gerade an Leib und Seele schädlich ist. Dies zeigt sich in den Geschenken, besonders in der Fülle des Spielzeugs, womit wohlhabendere Aeltern ihre Kinder überhäufen. Welch reiche Fülle solcher Gaben findet sich nicht zur Weihnachtszeit auf den Tischen! Doch verdient diese Thatsache wol reifliche Betrachtung; denn wo es sich um die Erziehung der Jugend handelt, da ist nichts so klein und unbedeutend, um es außer Acht lassen zu dürfen. Wie die Erfahrung lehrt, sind die ersten Eindrücke die bleibendsten, die unverilgbarsten.

Darum muß, vom Spielzeug angefangen, Alles sorgfältig vermieden werden, was dem kindlichen Geiste eine verderbliche Richtung geben könnte.

Es ist unzweckmäßig, die Kinder mit vielerlei Spielzeug zu versehen, da das „Vielerei“ an sich gegen die Natur des Kindes ist. Dieses haucht nämlich vermöge seiner äußerst lebhaften und starken Einbildungskraft Allem in der Natur Leben ein, oder überträgt sein eigenes Leben auf die Gegenstände der Natur. Deshalb findet es auch überall Spielzeug und leidet nicht leicht Mangel daran. Ein Stückchen Holz wird ihm zur Puppe, ein Brettchen zum Wagen, eine Nußschale zum Schiff; es baut Häuser, gräbt Wasserleitungen und Teiche, setzt aus verschiedenen Gegenständen, aus Steinen und Stöcken mannigfache Figuren zusammen, und kann sich so stundenlang beschäftigen und unterhalten. Das Kind ist viel reicher, als wir Erwachsenen. Die Vögel, die Schmetterlinge, die Blumen reben mit ihm und es redet mit ihnen. Alles regt seine Thätigkeit an. Wozu also das Kind noch mit einer Masse von Spielsachen überbürden, wenn ihm der Aufenthalt in der Natur schon eine solche Fülle darbietet? Durch die Masse von Spielgeräth, womit man das Kind beschenkt, können bei demselben nur üble Gewohnheiten hervorgerufen oder befördert werden.

Durch vielerlei Spielzeug gewöhnt sich das Kind gar leicht an Unordnung. Sein Geist ist noch zu schwach und beschränkt, um sich in die Menge finden und Regel in die Masse von Gegenständen bringen zu können. Es wird darum Alles bunt durch- und übereinander geworfen, und das Kind lernt nie Freude an der Ordnung, wol aber bald Vergnügen an der Unordnung finden. Und daß das unordentliche Wesen nur zu leicht aus dem Kindesalter mit in das spätere Leben übergeht und seine verderblichen Folgen erst da recht äußert, bedarf wol kaum einer Erwähnung. Die zu große Menge des Spielzeugs reizt auch das Kind zur Zerstörungssucht und Verschwendung. Denn wo viel ist, da wird das Einzelne, das Geringere weniger geachtet. Wird auch Etwas zerstört und verdorben oder verloren, so macht das dem Kinde kein Bedenken, es fühlt deswegen kein Bedauern. Warum sollte es sich denn auch dieserhalb betrüben? Fehlen einige Spielsachen von der großen Menge, so verspürt ja das Kind darum noch keinen Mangel, oder es erhält dafür von seinen Aeltern bald wieder Ersatz. Auf diese Weise lernt das Kind nie den Werth seiner Sachen kennen, oder ihren Besitz schätzen. Es wird niemals im späteren Leben oder nur sehr schwer das weise Maß und den Unterschied erlernen zwischen dem was überflüssig und dem was nothwendig ist.

Ferner artet durch die Menge des Spielzeugs der Thätigkeitstrieb des Kindes nur zu leicht in eigentliche Spielsucht aus. Es gewöhnt sich ans Spielen und will nur immer spielen, und ernstere, anstrengende Beschäftigung will ihm dann schwer begehren, es kann nicht wol begreifen, daß das Leben der meisten Menschen nichts weniger ist als ein Spiel, sondern Arbeit und Mühe ohne Zahl mit sich bringt. Durch die mancherlei Gegenstände, die das Auge gleichsam verblenden, wird auch die Unaufmerksamkeit des Kindes befördert, indem dadurch die Thätigkeit des kindlichen Geistes bald hier- bald dorthin gelenkt, aber nicht hinreichend auf einen Gegenstand fixirt wird. Später nun, wenn das Kind seine Aufmerksamkeit längere Zeit auf einen und denselben Gegenstand richten soll, fällt ihm dies schwer, da sein Geist an das stüchtige Umherirren von dem Einen zum Andern zu sehr gewöhnt ist. Es lernt zwar vielerlei Sachen oberflächlich, aber dann nur zu häufig keine einzige gründlich kennen, so daß seine Arbeiten den Stempel des Oberflächlichen, des Stümper- und Fälscherhaften tragen. Diese Unbeständigkeit, dieser Leichtsinns läßt sich später, wie alle aus der Jugend herrührenden Fehler, nur sehr schwer und selten ganz vertilgen.

Noch eine andere Betrachtung zum Schluß. Wird das Kind gar so reichlich mit Spielsachen beschenkt, wie schnell entsteht nicht in ihm Unzufriedenheit mit Dem, was es hat, und das Verlangen, immer noch mehr, immer noch reichere Geschenke zu erhalten! Das Alte wird nicht mehr geschätzt; sein Geist, durch die schon vorhandenen Dinge abgelenkt, verlangt andere, ihm neuen Reiz gewährende, um sie nach einiger Zeit ebenfalls wieder langweilig zu finden und ihrer überdrüssig zu sein. Welch eine Schule des Verderbens würden die Spielsachen sein, wenn sie in dem Kinde schon jenen krankhaften Zug nährten, der uns leider zu oft in der Gesellschaft als — Blasirtheit entgegentritt! Ihre Aufgabe im pädagogischen Sinne ist vielmehr, in der Hand des Erziehers ein Mittel zu werden, um den Kindern in der Kinderstube schon spiele nd jene großen Lehren der Ordnung und Gemüthsamkeit zu geben, welche für ihr ganzes späteres Leben entscheidend sind. [1740]

Böhmische Musikanten.

Die Musik scheint ein Naturproduct des böhmischen Erzgebirges bis tief in das Binnenland hinein. Musik und Gesang sind namentlich im Erzgebirge uralt. Von Alters her stiegen die Bergknappen mit hellem Liede in die düsteren Tiefen, in keiner Hütte fehlte es an einem musikalischen Instrumente, sei es Fiedel, Harfe, Horn oder Clarinette. Klappesack und Instrument waren von jeher nothwendige Utensilien. Musik ist im Erzgebirge das Erste, das der Neugeborene zu hören bekommt, und Musik tönt ihm noch ins Grab nach. Jeder Taufakt wird mit Musik celebrirt, und selbst für den Armen, der den Sarg nicht bezahlen kann, bestreitet die Gemeinde seine „Leichenmusik“. Die Musik wird mit den zehn Geboten erlernt, der Schulmeister ist auch der Musikmeister. Die Musik der österreichischen Regimenter, die meistens ganz vortrefflich ist, besteht größtentheils aus Böhmen.

Die hohe Schule aller modernen musikalischen Bildung aber ist die Bergstadt Preßnitz. Ignaz Walter, Bürgermeister zu Preßnitz, spielte hier zuerst die Harfe in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts, und wurde bald wegen seines herrlichen Spiels in der weiten Umgegend unter dem Namen „König David“ berühmt. Er unterrichtete seinen Rathen Jfidor Richter, und dieser wieder seine Waise Elisabeth Haug im Harfenspiele. Eine Schülerin der letzteren, Anna Görner, war die Erste, welche mit der Harfe reiste. Sie soll vor vielen großen Potentaten, sogar vor dem großmächtigen Kaiser aller Reußen gespielt und Gnade und Wohlgefallen vor seinen Augen gefunden haben, und endlich mit Schätzen und manchen schönen Sachen heimgekehrt sein. Sie lebt noch heute in dem Gedächtniß aller Harfenistinnen wie ein glückliches Wesen aus goldener Vorzeit.

Die Zeit der Theuerung und des Mangels an Erwerb in den achtziger Jahren, die viele Leute verzweiflungsvoll in die Fremde trieb, war der Anfang der neuen Aera für das Reußen mit der Harfe. Von Preßnitz zogen die ersten Harfenmusen aus, nicht selten in männlichem, musizirendem Geleite. Mit der napoleonischen Continentsperre, mit der Einführung der Ma-



schinen, mit mancherlei Krisen und der Kartesselfrankheit wuchs die Noth und das Elend. Aber je größer die Drangsal, je hungrieriger die Leute wurden, desto lustiger wurde die Musik, desto größer wurden die Orchester, desto häufiger das Reizen mit Musik.

Die Musik ist gewissermaßen der letzte, unverfälschte Reserfend, den die Natur aus Barmherzigkeit den armen ergebirgigen Böhmen in die Wiege legt. Alle Leute, Männlein und Weiblein, haben einen angebornen musikalischen Sinn, sie sind musikalische Naturproducte, Autodidakten, die mit dem Instrumente auch die Kunst von den Aeltern und Vorältern ererben.

Das goldene Zeitalter der böhmischen Tonkunst scheint die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts gewesen zu sein, in dem die meisten Großen und die reicheren Stifter Kapellen hielten. So z. B. hatte Osseg, das bekannte Kloster bei Teplitz, unter seinen Conventualen nicht weniger als 20 Concertisten, und 13 weitere Orchestermittelglieder.

Das Conservatorium in Prag leistet dem heimischen musikalischen Talente reichen Verschuß. Hier werden nicht selten auch die jungen Leute gebildet, welche sich für das Schulfach vorbereiten. Bei ihrer Anstellung auf dem Lande bringen sie mit der Liebe für Musik auch die Fähigkeit heim, sie zu lehren, die hier die weitesten Wirkungskreise findet.

Und wie die praktische Ausübung der Musik, so hat auch die Herstellung musikalischer Instrumente in Böhmen, wenn schon keine lokale weite Verbreitung, so doch eine außerordentliche Betriebsamkeit hervorgerufen. Die Städtchen Graslitz und Schönbach liefern allerdings keine Cremoneser Geigen, aber doch alle üblichen Bläser, Streich- und Saiteninstrumente in anerkannter Güte und zwar nicht bloß für den heimischen Landesbedarf, sondern auch zur Ausfuhr für das Ausland.

Der Werth der an diesen beiden Orten fabricirten Instrumente soll im Jahre 1863 eine Viertelmillion Gulden weit überstiegen haben.

[1744]

J. Loewenberg.

### Wie soll man Erzählungen lesen?

Wer darf sich wundern, wenn die sogenannte schöne Literatur nur noch beim schönen Geschlecht Gnade findet, und selbst unter den Frauen viele — insbesondere Mütter — in weiblichen Händen lieber ein Handbuch der Chemie, als den neuesten Roman oder Novellenband sehen! Die sittenlosen französischen Machwerke kommen natürlich gar nicht in Betracht, allein auch die englischen und deutschen Erzähler werden mehr und mehr ihres wahren und würdigen Berufes ungewiß, Vermittler zwischen Wunsch und Wirklichkeit, Herz und Verstand zu sein und in den Erscheinungen des Tages das Unvergängliche, in den Verirrungen die Läuterung, in den Kämpfen den Sieg zu zeigen. Spannung, im allergewöhnlichsten Sinne des Wortes, ist alles, was diese Autoren im Leser erregen wollen und erregen — natürlich auf Kosten der Wahrheit, wie der Schönheit. Denn Niemand wird behaupten, weder daß die Helben und Heldinnen (man verzeihe mir die Anwendung dieses Wortes) der modernen Gruselgeschichten (sensational stories) irgendwie und irgendwo existiren könnten, noch daß sie ideale Gestalten seien. Die Fabel ihres Buches geräthlich zu verwickeln und zu verknüpfen, ist das einzige Geschick der modernen Vielschreiber, der Knoten das einzige und zweifelhaft Verdienst ihrer Erzählungen. Gewiß soll ein Roman oder eine Novelle nicht langweilig sein, soll Anfang und Ende und Handlung haben, aber damit allein kann der Autor höchstens auf die Neugier des Lesers Anspruch erheben; ist diese befriedigt, so ist solch ein Buch werthlos, und man kann von den meisten Büchern dieser Art sagen, sie werden in unglaublich kurzer Zeit geschrieben, gelesen, vergessen. Ein wahrhaft gutes Buch aber, das Werk eines wirklichen Talentes — denn Erfindungsgabe allein macht noch lange nicht den Dichter — muß sich auch rückwärts lesen lassen. Wenn alle deine Nerven gespannt sind, wie die Intrigue gelöst werden, wie der Roman schließen werde? nimm den dritten Band und lies sofort das Ende. Wenn das Buch wirklich lesenswerth ist, wird dies Verfahren das Interesse daran keineswegs abtumpfen, sondern erhöhen und erst zum wahren Genuß der Lectüre gelangen lassen, gleichwie man nur dann der Gegenwart sich freut, wenn man von der Zukunft nichts fürchtet. Nicht das „Wie“ sondern das „Warum“ ist in den geschicktesten Schicksalen die Hauptsache, nicht die erfundene Fabel, sondern die Ideen und Empfindungen, aus denen heraus sie geschrieben wurde, sind der Kern, der eigentliche Inhalt und Gehalt eines Kunstwerkes. Der Leser eines Buches, dessen eins und alles eine interessante Intrigue ist, befindet sich in der Lage eines Fiebernden, der im Traume durch graue Abgründe und über schwindliche Höhen nach einem Nichts jagt, während eine gute Erzählung einem wohlangelegten Wege gleicht, der — mag man auch das Schloß, zu dem er führt, am Anfang schon erblicken — doch Schritt für Schritt dem Wanderer neuen Reiz und Ruhepunkte bietet.

[1744]

ihren Augen zum gottlosen Frevel wird, den sie an Kindern niemals ungeahndet dulden. Namentlich hat sich im schlesischen und im böhmischen Riesengebirge dieser fromme Sinn und Glaube lebendig erhalten. Auch in dem ärmsten Hause bleibt man nur in äußerster Noth eine Nacht über ohne Brod; denn es ist gut, daß man, falls ein Unglück eintrete, zuerst an die Gabe Gottes denke; so gewinnt man die nöthige Geistesgegenwart. Sobald eine Feuersbrunst ausbricht, wird zuerst das Brod aus dem bedrohten Hause getragen; in ein neugebautes Haus, bringt man, jedem anderen Gerath voraus, ein Brod. Selten wird man dort einen Landmann, niemals eine alte Frau oder ein Kind wahrnehmen, die nicht das Stüchken Brod, das ihnen unversehens zur Erde gefallen ist, entweder wirklich küßten, oder doch mit der, wenn auch noch so unmerklichen Geberde des Rufes in den Mund steckten. Wer Brod ist und die Brodkrümelchen zur Erde fallen läßt, ohne sie aufzulesen, dem sammelt sie der Satan, sagt das Volk, und wenn sie nach dem Tode des unbedachtamen Menschen mehr wiegen werden, als er selbst, so nimmt sich Satan dessen Seele, oder er muß sie selbst nach seinem Tode mit blutigen Augen wieder aufklauben. Auf den Brotsamen darf Niemand heruntreten, sonst weinen die armen Seelen; darum dürfen sie nie an die Erde geworfen werden, denn die Bröseln gehören dem Feuer, sagte das Großmütterchen, wenn sie die Brotsamen vom Tische fehrte und ins Feuer warf. Der Fuhrmann, welcher auf der Landstraße über ein Stüchken Brod fährt, hört es so laut schreien, daß er davon taub wird. Auch die Art, das Brod zu handhaben, zu schneiden und zu essen, ist im Volksglauben durch vielfache streng beobachtete Bräuche geregelt. Das Brod soll nicht über die Nacht uneingewickelt bleiben, das ist eine Sünde: denn das Brod will auch schlafen. Es soll nicht verkehrt auf die obere braune Rinne gelegt werden, denn dadurch wird der göttliche Segen abgewendet. Der Tisch oder die Stelle desselben, auf welcher das Brod im ländlichen Wohnhause liegt, genießt eine besondere Achtung; dorthin soll man andere Gegenstände nicht legen. Wer in das Brod mit dem Messer sticht, der sticht in den Herrn Jesus Christus. „Hast du nicht gehört,“ sagte die Großmutter, „wer ins Brod einschneidet, der schneidet dem lieben Gott die Ferse ab.“ Das Losschneiden der Rinne vom ganzen Brode ist gleichfalls unerlaubt. So sagt in Hebel's Allemannischen Gedichten 46. die Mutter zum Kinde:

„Ich nit de chroeplich Namt vom Brod  
Und las de weiche Brosme stoh!  
— Da haichs im Bruch — es gummt e Zit  
Und wenn de's hättich, wie wärich so stoh!“

Als höchstes Maß des Frevels erscheint in der von Chamisso bearbeiteten deutschen Volksfage „Die verunkene Burg“ (Gebichte Seite 304) das Gehen auf Brod, wo es von der Frevelerin heißt, sie

„weiß nicht, wie Hunger thut;  
Sie prunnt in Gold und Seide, und tritt aus Frevelmud  
Die heilige Gottesgabe verächtlich in den Roth  
Sie geht einher auf Schuben von feinem Weizenbrod.“

Als erhabenster Ausdruck für die Heiligkeit des Brodes erscheinen in der heiligen Schrift (3. Mose 24, 5—9) die zwölf Schaubrode der alten Hebräer, die „Brod des Angeichts“, aus dem reinsten Mehl bereite und mit Weihrauch besreute auf einem heiligen Tisch zur Anschauung Gottes gebrachte Opfer, an dem er, als an dem reinsten irdischen Stoffe, Wohlgefallen haben sollte. Eine wichtige Rolle spielt auch das Brod in den Hochzeitsceremonien verschiedener Völker; so steckt die kasubische Braut, wie die wendische („die Ungewisse“ in der Volkssprache) über Tische ein Stüchken Brod ein, welches sie sorgfältig verwahrt, und welches nie schimmeln und verderben, sondern zu vielen Dingen gut sein soll; bei den Eschen verheißt die Braut Brod unter alle Gäte, und in der Gegend von Bubißin schenkt die Braut dem ihr auf dem Wege nach ihrer Wohnung zuerst Begegnenden ein Brod.

Auf höchst originelle aber von der Prosa moderner Anschauung durchaus entfernte Weise begegnet uns das Brod in der Volkspoesie der Finnen, nach von Schrötter's finnischen Runen: Klein Annelein sitzt am Brückende und verlangt nach einem Bräutigam, der für sie passe. Da erhebt sich aus dem Meere zuerst ein Goldmann, dann ein Silbermann, ein Kupfermann und endlich ein Eisenmann; aber sie erhalten alle den Korb. Zuletzt tritt aber ein Brodman auf:

„Mund von Brod, von Brod der Scheitel,  
Brod der Harnisch auf den Schultern,  
Brod die Handschuh auf den Händen,  
Brod die Ringe in den Handschuh,  
Brod die Sporen an den Fersen!“

und ihm gibt sie willig das Jawort.

[1739]

Georg Prikel.

### Die Neujahrsnacht zweier Glücklichen.

Wieder ist sie da die friedvolle, freudvolle Neujahrsnacht und hat Lichtströme in den Zimmern der Reichen, aber auch die bescheidene Kerze im Dachstuhlchen des Armen entzündet; denn wer wollte heute Abend nicht heiter sein und dem neuen Jahre einen freundlichen Empfang bereiten? Dort rollen glänzende Equipagen, die noch glänzenderen Gäste zum Balle zu führen; hier eilen Fußgänger durch die belebten Straßen der Hauptstadt, um nicht zu spät in den Freundeskreis zu kommen. Ueberall sieht man strahlende Räume und hört freudige, festliche Töne.

Ich war fremd in St. Petersburg, wohin mich ein Geschäft geführt hatte, und hätte den Neujahrsabend recht still und einsam zubringen müssen, wenn mir nicht der Zufall einen guten Freund aus den Schuljahren entgegengeführt, der mich aufs Herzlichste eingeladen hätte, den Abend in dem Hause seiner Aeltern zuzubringen.

Als ich in seiner Gesellschaft den eleganten, Behaglichkeit und Luxus athmenden Salon betreten hatte, waren alle Gäste schon versammelt. Mein Freund stellte mich seinem Vater, General in russischen Diensten, und seiner Mutter, einer noch sehr schönen, stattlichen Dame, vor.

Die russische Gastfreundschaft ist eine zu oft besprochene Tugend, als daß ich ihrer hier besonders gedenken sollte, aber was so wohlthuend und erquickend auf das Herz des Fremden wirkt, kann wol nicht genug gerühmt und anerkannt werden.

Die Gesellschaft bestand außer mir und einem jungen deutschen Ehepaare nur aus Familiengliedern. Da nun die Frau Generalin von Geburt eine Deutsche war und auf ihre Kinder ein gut Theil ihrer Vorliebe für das Vaterland übertragen hatte, so ist es wol nicht zu verwundern, daß das Gespräch sich gar bald auf die ferne Heimat, ihre alten und neuen Sitten wendete. Der Sylvesterabend selbst, mit seinen abergläubischen Versuchen, die Zukunft zu durchschauen, bot den nächsten Anhaltspunkt, und die junge deutsche Frau war unerschöpflich in der Aufzählung der zu diesem Zwecke vorgeschriebenen Gebräuche. Auch der General gab einen Beitrag zu dieser Unter-

haltung, indem er einiger unter den Russen üblichen Ceremonien gedachte, und wir jungen Leute versuchten es, aus der verschiedenartigen Ausführung ein und desselben Gedankens die beiden Nationen zu charakterisiren.

Inzwischen war der große silberne „Samovar“ heringebracht worden und unsere würdige Hausfrau hatte, nur mit der Bereitung des Thees beschäftigt, an unserm Gespräche keinen unmittelbaren Antheil genommen; doch sah ich, der, angezogen von dem so sehr ausdrucksvollen Neuhern, ihren Bewegungen mit den Augen folgte, daß sie ihm ein aufmerksames Ohr lieh. Denn von Zeit zu Zeit glitt ein fast schalkhaftes Lächeln über ihre Züge, namentlich als die junge Frau, nach Frauenart, für die Conferenzvirung dieser alten Gebräuche plaidirte, die sie poetisch nannte und behauptete: es sei doch schon gar oft das eingetroffen, was der Eine und Andere für sich in der Neujahrsnacht vorausgesehen. „Ja, ja, es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als eure Schulweisheit sich träumen läßt!“ rief sie, sehr pathetisch, mit Hamlet.

„Nun, nun,“ lachte auch jetzt der General, „Ihr jungen Leute wollt freilich jetzt Alles hinwegdisputiren und erklären, aber wenn wir beiden Alten nur wollten, wir könnten Euch eine Geschichte erzählen, die Euch doch wol etwas zu rathen aufgeben sollte.“

Die Generalin bat ihn nun zwar mit Wort und Blick, sie mit dieser Aufgabe zu verschonen, doch dieses Weigern erhöhte gerade unser Aller Spannung und dem vereinten Bitten und Drängen konnte sie nicht widerstehen. Nachdem ihr Mann sich erboten hatte, die Hälfte der Geschichte auf sich zu nehmen, setzte sich die liebenswürdige Frau in unsere Mitte und begann, sich hauptsächlich an uns Fremde wendend, wie folgt:

„Mein Heimatsort ist das an der preussisch-litthauischen Grenze gelegene kleine Städtchen G., in dem ich meine Kindheit und Jugendzeit verlebte. Meine Mutter war so frühzeitig gestorben, daß ich das Glück mütterlicher Fürsorge und Zärtlichkeit nicht gekannt habe, und mein Vater war ein sehr ernster und in sich verschlossener Mann, dem Zeit und Verstand fehlte, sich mit dem Kinde zu beschäftigen. Mein Leben, namentlich meine Kindheit hätte sich also wol recht freudlos gestalten müssen, wenn ich nicht in der Person meiner Amme, die mich nie, bis sie vor wenigen Jahren starb, verlassen hat, einen Ersatz gehabt hätte. Bina war mir Mutter an liebevoller Hingebung und aufopferungsvoller Sorgfalt, sie war mein unermüdblicher Spiegelgärtner und ich könnte mich nicht erinnern, daß sich sich je geweigert hätte, mir Partnerin zu sein, mochte es sich nun darum handeln zu laufen, Ball zu fangen oder Verstehen zu spielen. Auch Lehrerin war sie mir. Von ihr genoss ich den ersten Religionsunterricht, ein sonderbares Gemisch von Glauben und Aberglauben, von heidnischem Naturgottesdienst und wirklicher Frömmigkeit, die in ihr wunderbarlich genug nebeneinander bestanden. Sie lehrte mich auch beten und erzählte mir von meiner seligen Mutter, welche sie mit aufgenommen hatte unter ihre zahlreichen Heiligen. War es nun unter diesen Umständen schon mehr als heilfürlich, daß ich mit eben so großer Liebe an ihr hing als sie für mich hegte, so hatte sie doch noch einen ganz besonderen Reiz für mich, und der bestand in den wundervollen und oft grausigen Geschichten und Sagen, die sie mit so außerordentlicher Lebendigkeit und so geheimnißvollem Tone zu erzählen wußte, daß ich mich noch halbe Nächte lang in meinem Bettchen davor fürchtete.“

„So wuchs ich denn auf und erreichte mein sechzehntes Jahr, ohne daß das Verhältnis mit meiner Amme ein Gegengewicht erhalten hätte durch eine jener Mädchenfreundschaften, wie sie sich ja fast immer unter Schulkameraden und Altersgenossen bilden. Einsam, nur in Gesellschaft meiner Amme, hatte mein Gemüth eine ernste, fast melancholische Färbung angenommen und ihre Phantasie hatte auf meine ohnehin zur Romanfikt neigende Natur einen nur zu entschiedenen Einfluß ausgeübt. Zwar hatte Bina schon längst aufgehört, mir Geschichten und Märchen zu erzählen, doch sie selbst ging neben mir her wie ein verführertes Märchen voll wilder Poesie und Romantik. Ueberall sah sie Zeichen und Wunder; in die gewöhnlichsten Vorkommnisse des Lebens wußte sie überflüssige Deutungen zu legen und das Dienstpersonal unseres Hauses sowie die Nachbarn betrachteten sie mit einer Art von Verehrung.“

„Mein siebzehnter Geburtstag war gekommen und von Bina mit fast fieberhafter Ungeduld erwartet worden. Geheimnißvolle Winke, die sie fallen ließ, hatten mich wol hin und wieder zu der Frage veranlaßt, welche besondere Bewandniß es denn mit meinem siebzehnten Geburtstag habe? aber sie antwortete nur in der ihr eigenen orakelartigen Weise: „Weniges nur steht der Mensch und Vieles doch soll er glauben!“ Durch diese und ähnliche Sprüche, die wie ein Orakel klangen, und besonders durch eine gewisse Feierlichkeit ihres Wesens hatte sie mich denn wirklich zuletzt in so hohem Grade aufgeregt, daß auch ich nicht ohne Herzklopfen an jenen Zeitpunkt denken konnte.“

„Der ersuchte Tag war da; es war der Sylvester. Bina erklärte mir in feierlichem Tone, nach einer weitschweifigen Einleitung, daß mir durch meine Geburt in der Neujahrsnacht das hohe, seltene Glück widerfahren sei, meinen zukünftigen Gatten sehen zu können, wenn ich nämlich thun würde, was sie mir sagen wolle. Ich war nicht so schnell dazu bereit, als sie wol geglaubt hatte, denn ich fürchtete meinen Vater, den ich oft in sehr mißliebiger Weise über verglichen hatte urtheilen hören, aber da lernte ich erst ihr leidenschaftlichen Naturell kennen. Auf den Knien beschwor sie mich bei allen Heiligen, ihr diese Freude nicht zu verderben. Sie werde ja doch nicht mehr lange leben, sagte sie, denn sie trug sich immer mit Todesahnungen, und das Sterben werde ihr erleichtert sein, wenn sie über die Zukunft ihres Lieblings beruhigt sei.“

„Der Tag meiner Geburt war auch der Sterbetag meiner Mutter gewesen, deshalb war er niemals gefeiert worden. Mein Vater zog sich an dem Abende noch früher als gewöhnlich in sein Zimmer zurück und ich verbrachte einige Stunden in unbeschreiblicher Aufregung allein, bis mich Bina rief.“

Mein Zimmer und das ihrige, welche dicht nebeneinander lagen, befanden sich im ziemlich hohen Erdgeschoße unseres Hauses, in dessen erstem Stock mein Vater und sämtliche Dienerschaft wohnte, so daß wir Beide gänzlich isolirt waren.“

Als ich nun an jenem Neujahrsabende auf den Ruf Bina's mein Zimmer betrat, ward ich fast geblendet von dem hellen Kerzenglanz, der mir daraus entgegenströmte und von dem festlichen Anblick, den es mir barbot. Doch am meisten erregte mein Erschauen der in der Mitte des Zimmers stehende, weiß gedeckte Tisch, auf welchem sich zwei Couverts befanden. Ich durfte meiner Verwunderung aber nicht Worte geben, denn Bina bedeutete mir durch allerlei Zeichen, um Gotteswillen nicht zu sprechen. Nun begann sie meine Toilette zu machen, löste mein Haar auf und drückte einen wunderlichönen Myrthenkranz hinein und legte mir schneeweiße Gewänder an, die sie schon früher heimlich angefertigt hatte. Alsbald führte sie mich zum Tisch und ich mußte mich vor eines der dastehenden Couverts niedersehen. Mit einem

### Das „liebe Brod“.

Wir finden bei allen Völkern, den rohesten wie den civilisirtesten, eine durch uralte Sitte und Herkommen überkommene besondere Ehrfurcht vor dem Brode, dem Kern und der Krone aller Nahrungsmittel; aber Volkserziehung, Sagen und der Kindheit eingeprägte Lehren vereinigen sich besonders in dem deutschen Volke, diesen frommen Sinn für die Gottesgabe des „lieben Brodes“, wie es nur in unserer Mutterprache heißt, lebendig und wach zu erhalten. Wie der Mann aus dem dürftigen Volke von Rabad auf den Süßeinseln, von dem Chamisso erzählt, vor Scham erblebte, als er sah, daß der Kapitain von Kogebue eine ihm zum Trunk bargereichte Kokoschale, welche noch einen Theil des ephraimischen Kerns enthielt, zur Erde warf: so regten sich auch bei Tausenden und aber Tausenden in unserm Volke Gefühle des Unwillens und der Entrüstung, sobald sie eine aus Sorglosigkeit oder aus Uebermuth verübte Mißachtung des Brodes bemerkten, die in



fast hörbaren Herzklopfen und an allen Gliedern zitternd hatte ich eine Zeitlang so dageessen, ohne daß die tiefe Stille und Ruhe auch nur von einem Laut unterbrochen worden wäre. Das richtete meinen gesunkenen Muth wieder auf, ja ein gewisser Humor begann sich in mir zu regen, der mir meine Situation recht lächerlich erscheinen ließ, und eben wollte ich meine Lippen zu einer ganz ungläubigen Bemerkung öffnen, da schlug die Kirchenuhr in lauten, weithallenden Tönen zwölf, und wer beschreibe mein

„Männertritte auf dem Hausflur vernahm ich.“ „So weit hatten aber auch nur meine Sinne gereicht, denn was sich weiter zugetragen und was mit mir geschehen war, weiß ich nicht. Eine tiefe Ohnmacht hatte mir alles Bewußtsein geraubt. Als ich wieder zu mir kam, lag ich in meinem Bette und mein Vater, Bina und unser alter Arzt umgaben mich mit bekümmerten Mienen. Man befürchtete ein nervöses Fieber; glücklicherweise aber widerstand meine kräftige Natur und ich konnte schon in wenigen Tagen das Bett wieder verlassen. Sobald ich stark genug war, um über die Veranlassung meines Unwohlseins nachzudenken, kam ich zu dem Schluß, die ganze Erscheinung sei ein Gaukelspiel meiner durch Bina's geheimnißvolles Thun überreizten Einbildungskraft gewesen, und untersagte der Amme aufs strengste, je wieder dieses Abenteuers gegen mich Erwähnung zu thun. Dieser Zwischenfall war übrigens nicht ohne heilsame Folgen für mich, denn er belehrte mich über den verderblichen Einfluß einer jedes Maß entbehrenden und auf Kosten der Vernunft Alles überwuchernden Phantasie, dem ich mich bisher zu rückhaltlos hingeegeben hatte und von jener Zeit an, wurde ich eine Andernere.“

Die Generalin hatte geendet und sich freundlich an ihren Gemahl wendend sprach sie: „Jetzt ist die Reihe an Dir, mein Lieber, die Geschichte zu Ende zu bringen.“ Der General, welcher mit unverkennbarer Bewegung der Erzählung seiner Frau gefolgt war, räusperte sich kurz und begann:

„Ich war damals ein leichter lustiger Vogel voller Muthwillen und Abenteuerlust, der eben erst seine Schwingen zu fühlen begann, nur war leider der Raum, auf den ich beschränkt war, viel zu klein für meinen Thätendurst und mein Bedürfnis nach Bewegung. Zwar machte ich das kleine lithauische Städtchen an der preussischen Grenze, in dem ich in Garnison lag, widerhallen von meinen Späßen und Streichen, aber das genügte meinem Jugendmuth oder vielmehr Uebermuth noch lange nicht. Unser Garnisonstädtchen war wirklich zum Verzweifeln, es war nicht möglich, an irgend eine Abwechslung zu denken. Die Weihnachtsfeiertage waren ohne Sang und Klang vorüber gegangen zum allgemeinen Mißbehagen der Kameraden; da machte ich den Vorschlag, um wenigstens das neue Jahr nicht gar so nüchtern zu beginnen, hinüber nach G. zu reiten, um es dort mit einem solennen Sylvesterschmaus würdig zu begrüßen. Der Vorschlag fand großen Beifall, aber heimlich und vorsichtig mußte er ausgeführt werden, denn G. lag, wie gesagt, jenseits der Grenze, und unserem strengen Obersten hätte so Etwas nicht zu Ohren kommen dürfen. Doch, der Discretion unserer jenseitigen Kameraden waren wir gewiß, wir nahmen daher unsere Maßregeln und überließen das Uebrige dem Zufall.“

„Geräuschlos und unbemerkt hatten wir unser Städtchen verlassen und G. glücklich erreicht. Hier angelangt stiegen wir von den Pferden, ließen diese außer der Stadt und schickten uns nun an, leise und vorsichtig die Hauptstraße entlang nach dem Gasthaus zu schleichen, in dem unser Souper bestellt war, als ich neugierig vor einem Hause stehen blieb, aus dessen Fenstern eine in dem kleinen Städtchen ungewöhnliche Lichtfülle drang, mit der die tiefste Stille innen seltfam contrastirte. Meinen Kameraden durch Zeichen bedeutend ihren Weg nur fortzusetzen, schwang ich mich geräuschlos auf den Vorsprung, den die Mauer unter dem Fenster darbot. Ich konnte von diesem Standpunkte aus das ganze Zimmer in all seinen Einzelheiten, übersehen, und es bot mir ein Schauspiel, so seltfam und wunderbar, daß mir sein Anblick ewig unvergänglich sein wird. Ein wunderschönes Mädchen in weißem Gewande, in das lang herabfließende Nebenhaar eine Myrthenkrone gedreht, saß da in der Mitte des Zimmers an einem feilich gedeckten Tische, auf welchem zwei Couverts standen. Im ersten Augenblicke war ich erschüttert und entzündet von der holdseligen phantastischen Erscheinung, doch schnell hatte ich ihren Sinn errathen. Ich hatte einmal, ich wußte selbst nicht wo und wann, von diesen Gebräuchen die Zukunft zu erforschen gehört und fest überzeugt, hier etwas Herartiges vor mir zu haben, gewann sogleich der Muthwillen wieder die Oberhand in mir und ich beschloß, mir die Gelegenheit zu einem so köstlichen Späße nicht entgehen zu lassen.“

„Die nahe Kirchenuhr hob gerade an die zwölfte Stunde zu verkünden, so daß ich zur Ueberlegung, auch wenn ich ihrer in diesem Moment fähig gewesen wäre, keine Zeit hatte. Im Schutze der weithin schallenden Töne näherte ich mich unbörbar der Haus Thür, die ich, wie vorausgesetzt, nur angelehnt fand, durchschritt dem Lichtscheine folgend, der mir aus einer Spalte entgegen

schimmerte, den Corridor; öffnete die Thür und wollte mich recht unbefangen an den Tisch setzen. Aber so leicht und sicher als ich mir dies gedacht, ging es doch nicht; denn die Augen des Mädchens, die mich mit unbeschreiblichem Entsetzen anstarrten, magnetisirten mich dermaßen, daß mein Fuß wie gebannt war, und als ich doch mit Anstrengung einige Schritte zu machen versuchte, sank sie plötzlich mit einem Schrei, der mir bis ins Innerste drang, zu Boden. Jetzt kam auch noch eine zweite Gestalt zum Vorschein, ein Weib in mittleren Jahren, die ich vorher nicht bemerkt hatte; diese fing das liebliche Mädchen in ihren Armen auf, wobei sie unaufhörlich das Zeichen des Kreuzes gegen mich machte. Ich aber, bestürzt von der so unerwarteten tragischen Wendung, welche das Abenteuer zu nehmen schien, suchte, so eilig es nur meine Verwirrung erlaubte, das Freie zu gewinnen, eilte zur Stadt hinaus, bestieg mein Pferd und jagte, meine Freunde bei ihrem lustigen Gelage zurücklassend, wie von Furien gejagt meinem Quartiere zu.“

„Ich überspringe einen Zeitraum von Jahren. Ans der Monotonie jenes lithauischen Grenzstädtchens hatte mich der Ruf meines Kaisers mitten in ein Leben voll wirklicher Abenteuer und Gefahren auf den kaukasischen Schauplatz des Krieges

schobenen Besuch machen, und ich ging. Es war im Winter, spät am Abend und der Salon bereits gefüllt. Ich sah und begrüßte lauter alte Bekannte; die fremde Dame, mit einer andern Dame in Gespräch, sah so, daß ich wol ihre schlank in Trauer gefüllte Gestalt, auch das regelmäßig schöne, doch bleiche, ernste Gesicht, aber nicht ihre Augen sehen konnte, die niedergeschlagen waren. Da plötzlich erhoben sich diese Augen, sahen mich an — und wie ein furchtbarer Schreck fuhr es mir durch alle Glieder. Diese Augen hatten sich schon einmal so auf mich gerichtet — ich hatte sie schon einmal gesehen — aber ich wußte nicht wo, nicht wann ... Dieser Gedanke folterte mich. Ich war in einer unbeschreiblichen Aufregung und ich verließ den Salon, noch ehe man zu Tisch gegangen war.“

„Es sollte sich so fügen, daß es wiederum ein Neujahrsabend war, wo ich die räthselhafte Fremde zum zweiten Male sah.“ Eine von den Damen machte den Vorschlag, die jungen Mädchen möchten einmal zur Erheiterung der Uebrigen, einige der gebräuchlichen Veruche anstellen, ihre künftigen Eheherren zu errathen, und unter Lachen und Scherzen schickte man sich zur Ausführung dieser Idee an. Da sah ich die Fremde plötzlich erblicken, und die Hände fest aufs Herz gepreßt, als empfände sie da bestigen Schmerz, das Zimmer verlassen. Ich folgte ihr unbemerkt ins Nebenzimmer. Doch blieb ich nach dem ersten Schritte wie festgebannt auf derselben Stelle; denn da stand sie, in der Mitte des Zimmers, die Hände noch immer fest aufs Herz gepreßt und mich mit so entsetzsvollem Ausdrucke anstarrend, daß ich zu Tode erschrocken innehielt. In demselben Augenblicke aber auch fuhr es mir blitzähnlich durch den Sinn, wo und wann ich diese Augen schon einmal, und mit demselben Ausdrucke, auf mir hatte ruhen gefühlt. Meiner selbst nicht mächtig, stürzte ich zu ihren Füßen nieder: „Du bist es, die ich in jener Neujahrsnacht, und in jenem Grenzstädtchen, vor Jahren gesehen habe — verzeihe mir!“ Und das Geständniß meines Fehlers war nicht das einzige, das in jenem Momente aus meinem Herzen und von meinen Lippen floss. Es gelang mir, von Mathilden die Zusicherung zu erhalten, die wunderbare Schidung zu erfüllen, die uns zweimal zu einander geführt; und als wir in den Salon zurückkehrten, da überraschte die versammelte Gesellschaft die Nachricht, daß sie in uns — ein Brautpaar sehe!“

Damit endete der General seine Erzählung, seine Frau in tiefer Rührung umarmend, und wir Alle, frohbewegt, lebten sie noch einmal mit ihnen durch, diese „Neujahrsnacht zweier Glücklichen.“

[1716]

A. L.



„Da schlug die Kirchenuhr ... zwölf und wer beschreibe mein Entsetzen, als ich ... eine hohe jugendliche Gestalt in Offiziersuniform ins Zimmer treten und sich zögernd dem Tische nähern sah.“

Aus: Die Neujahrsnacht zweier Glücklichen. Zeichnung von D. Wisniewski.

mit den wilden, ritterlichen Bergvölkern, und wiederum nach Jahren ehrenvoller Campagne die Heilung einer Wunde, die ich mir dort geholt, nach St. Petersburg geführt. Hier war ich gewohnt, die Abende in dem Hause eines mir während des Feldzuges sehr theuer gewordenen Kameraden, des Obersten S., zuzubringen.“

„Eines Abends, als ich wie gewöhnlich zu der mir so werthen Familie kam, fand ich diese in tiefer Betrübniß, als deren Ursache mir die Gattin meines Freundes den Tod ihres einzigen Bruders angab, von dem sie seihen unterrichtet worden war. Ihre Nichte, das einzige Kind jenes Bruders, hatte ihr diese Trauerbotschaft nebst einem Briefe mitgetheilt, den der Verstorbene in seinen letzten Lebensstagen geschrieben, worin er seine Tochter in den rührendsten Ausdrücken ihrem Schutze empfahl, da sie die einzige noch lebende Verwandte des Mädchens sei. Sie habe nun natürlich gleich an diese Nichte geschrieben, folgte sie hinzu, und ihr ein Asyl in ihrem Hause angeboten, und erwarte sie in den nächsten Tagen...“

Der General stockte hier für einen Augenblick und wir wußten seine Empfindungen wol zu würdigen.“

„Meine verehrten Zuhörer,“ begann er dann, sich an uns auf Neue wendend, „diese Nachricht kam mir eigentlich nicht sehr erwünscht. Denn, daß ichs Ihnen nur gestehe — seit jener Neujahrsnacht an der Grenze hatte ich eine Scheu, den Damen zu begegnen, und es kostete mich jedesmal einen Kampf, irgend eine neue Bekanntschaft zu machen. Ich empfand Etwas wie Furcht vor der Erscheinung der angekündigten Fremden und ich vermied in der That, so lang es sich schicklich thun ließ, das Haus meines Freundes. Endlich aber mußte ich doch den ungebührlich aufge-

tragen. Dieselbe Idee ist es, welche der grüne Tannenbaum im Schmuck von Lichtern und goldenen Aepfeln uns verkörpert zeigen soll: das Bild des Baumes aus dem Paradiese, der in der Geburtsnacht des Herrn neue Aepfel trägt; denn der Apfel, durch welchen das Paradies mit verloren worden, hat er in eine heilige Frucht verwandelt, in das Zeichen gleichsam der erlösenden Liebe, durch welche das Paradies wiedergewonnen wird. Das ist die Bedeutung, in welcher der Apfel zur Weihnacht steht, und der Grund, weswegen man den Kindern Aepfel an den Christbaum hängt.“

Eine gleiche Weihe lieh der Volksglaube dem Stroh, als dem Symbol des Krippenstrosches, auf dem der Heiland geruht, namentlich dem Erbsenstroh, in welchem der Knecht Ruprecht auch immer seine Ersehnung macht. Bei den auf Stroh gereiften Früchten, als Erbsen, Bohnen, Linsen, der Gerste und Hirse jedoch schlägt diese heilige Kraft so sehr in ihr Gegentheil um, daß es heißt, wer Weihnachten Erbsen esse, der ziehe sich Hiob's Leiden zu. Dagegen ist ein anderes Wort, wer am Christbaum keinen Kohl esse, der werde oder — bleibe ein Esel. Denn im Buche Daniel heißt es: „Und sie aßen nun Kohl und doch blieben sie wohlgenährt und erhielten Kunst und Verstand in allerlei Weisheit.“ Deswegen ward Kohl in aller seiner Gestalt als weißer, brauner, rother, namentlich grüner Kohl, „das Kraut des grünen Feldes“, und Sauertraut die Festspeise für Weihnachten.“

Der Segen, welcher auf den Gaben liegt, geht auch auf das Brod und den Kuchen über, die man zu Weihnacht gebäckt. Sie halten sich lange Zeit unverdorben und die Pflansen, die man davon sammelt, bewahren eine heilige Kraft. Sogar das Holz, das man in den Ländern, wo man noch offene Kamine hat, zu Weihnachten in das Feuer wirft, nimmt Theil an der

### Weihnachten in der Pflanzenwelt.

Es ist eine liebliche Sage, daß in der Christnacht die Weinberge von Engedin grünen und die Rose von Jericho blühe. Mitten im Norden spricht dieses dem schönen Morgenland entlehnte Symbol uns von der Heiligkeit der Weihnachtszeit, welche so groß ist, daß sie selbst die unter dem Winterschnee begrabene Pflanzenwelt leis und geheimnißvoll durchzittert. Der Seelenfrühling geht dem andern Frühling, der für die Sinne ist, voraus, und mannsich sind die feinen und poetischen Züge der Legende, in welcher Bäume, Gesträuch und Pflanzen zugleich mit dem Menschen die Geburt Dessen feiern, welcher den Winter und den Tod bewältigt. „Denn von der Höhe fällt der Thau, und auf Erden keimt die Blume, deren Duft uns heilt.“

Es war ein mittelalterlicher Glaube, daß in der Christnacht die Aepfelbäume blühen und Früchte tragen. Diese Idee ist es, welche der grüne Tannenbaum im Schmuck von Lichtern und goldenen Aepfeln uns verkörpert zeigen soll: das Bild des Baumes aus dem Paradiese, der in der Geburtsnacht des Herrn neue Aepfel trägt; denn der Apfel, durch welchen das Paradies mit verloren worden, hat er in eine heilige Frucht verwandelt, in das Zeichen gleichsam der erlösenden Liebe, durch welche das Paradies wiedergewonnen wird. Das ist die Bedeutung, in welcher der Apfel zur Weihnacht steht, und der Grund, weswegen man den Kindern Aepfel an den Christbaum hängt.“



allgemeinen Kraft, welche Alles durchdringt, was der Pflanzenwelt entsammt ist. Der Null-log oder „Weihnachtskloß“, wie er in dem ganzen englischen und scandinavischen Norden genannt wird, bildet dort in der That, wie bei uns der Christbaum, den Mittelpunkt der Weihnachtsfeierlichkeiten und Kohlen von ihm werden sorgsam durch das ganze kommende Jahr begehrt. [1738]

**Ein deutscher Waisenvater in England.**

Die Deutschen sind das wahre Wandervolk der Erde. Sie ziehen hinaus und siedeln sich an und gründen sich neue Heimaten in allen Welttheilen durch Wissenschaft und Kunst, durch Kopf und Arm mit heiteren Kräften, die, wie Goethe sagt, überall zu Hause sind. Es gibt überall, in Nord und Süd, in ganz Amerika, ganz Afrika, ganz Asien, ganz Australien Deutsche, Ritter vom Geiste, Sendboten des Glaubens, Helben des Handels und Wandels, der Erfindung und des Fortschritts, Musik- und Sprachlehrer, Kellner und Künstler. Wir erfahren im engeren Vaterlande oft wenig von diesen Pionieren und Pflanzern

wurden ihm immer mehr älternlose, arme Kinder zugeführt, und er wies keines ab, so daß er erst ein zweites, dann ein drittes und endlich ein viertes Haus mietete, um die stets wachsende Zahl unterzubringen. Wenige Jahre waren vergangen, und er hatte für 118 Kinder zu sorgen; wenige Jahre vergingen, und die Hunderte hatten sich so vermehrt und verdoppelt, daß er sich entschloß, eine halbe Stunde von Bristol in Ashleytown ein eigenes größeres Haus für sie zu bauen. Dieses Haus kostete ihm 100,000 Thaler. Er bezahlte sie baar, bei Heller und Pfennig, ohne nur ein einziges Mal öffentlich oder privatim um Unterstützung gebeten zu haben. Dieses Haus, das für 330 Kinder reichte, wurde bald zu klein. Er baute demgemäß ein zweites, größeres, für noch 400 Waisen hinzu. Als auch dieses gefüllt war, ließ er aus seinem Glauben und Gottvertrauen noch ein drittes, abermals größeres emporwachsen. Diese drei Häuser sind jetzt gefüllt, so daß Müller täglich für 1150 Kinder als Vater sorgen muß und sorgt. Die Erhaltung dieser Familie von nahezu 1200 Personen kostet ihm jährlich eine runde Summe von 100,000 Thalern, die ihm ebenso von unbekanntem und ungenanntem Geben zufließen, wie die Summen für Erbauung und Ausstattung der Häuser. Es finden sich oft in seinem Brief-

und Hirten mußten ja bald Feierabend machen und dann durfte die Suppe nicht auf sich warten lassen. Goldig blühte der Wetterhahn auf dem spitzen Dache des Kirchleins.

Zwischen dem Dorfe und bewaldeten Hügeln lag ein blumiger Ager, durchflossen von einem munteren Bache. Das junge Grün der Waldbäume duftete in erster Lenzfrische; Nachtigallen und Amseln sangen in den Zweigen.

Am Walbrande saß ein kleines Mädchen von 8 Jahren, ärmlich in ein rothgestreiftes Leinwandröckchen gekleidet. Arme und Füße waren bloß und von der Sonne stark gebräunt. Auf dem hübschen Köpfchen mit den langen braunen Haarzöpfen trug die Kleine ein großes Klettenblatt; das war so recht frisch grün und kühl und schützte prächtig gegen die Sonnenstrahlen, und darunter leuchteten die großen braunen Augen noch einmal so hell hervor.

Das war die arme Lore, die Gänsehüterin des Dorfes. Lore hatte weder Vater noch Mutter; sie wurde von dem Dorfe nothdürftig gekleidet und jede Woche der Reihe nach in einem anderen Hause satt gemacht. Weiter kümmerten die Bauersleute sich nicht um die Waise; in ihren Augen war die arme kleine Lore freilich eine große Last fürs Dorf.



**Bürger's Lenore.**  
Zeichnung von D. Wisniestki.

ber deutschen Weltcultur, und so wird auch Vielen eins der größten und rührendsten Genies des Glaubens und der Liebe unbekannt sein, obgleich sein Wirkungskreis gar nicht so sehr weit von uns entfernt ist. Wir meinen den ehemaligen Candidaten der Theologie aus dem preussischen Dorfe Kroppenstädt bei Halberstadt, Georg Müller, Sohn eines armen Steuerbeamten. Er ging, 24 Jahre alt, 1829 nach England, um für Missionszwecke zu wirken, wurde aber mit der Zeit unbesoldeter Prediger einer kleinen Gemeinde in Bristol, wo er seitdem 35 Jahre als Geistlicher gewirkt und gepredigt hat, ohne jemals Gehalt anzunehmen. Diesem Grundsatz, niemals Jemandem um Geld und Gut zu bitten, blieb er auch in der Ausführung desjenigen Werkes unverbrüchlich treu, welches den eigentlichen Ruhm seines Lebens ausmacht. Wie einst Hermann Franke in Halle, so gründete er 1836 ohne die geringsten Geldmittel ein Waisenhaus und hob es im Laufe der Jahre, ohne jemals um Unterstützung gebeten oder Schulden gemacht zu haben, dabei ohne die geringsten eigenen Mittel, zu einer Bedeutung und Höhe, die in der Welt vergeblich ihres Gleichen sucht. Er fing damit an, sein eignes Haus, Nr. 6 Wilsonstreet in Bristol, am 11. April 1836, für dreißig Waisenkinder einzurichten. Diese erzog, kleidete und nährte er, wie sich selbst, bloß durch freiwillige Beiträge, deren Geben niemals öffentlich bekannt gemacht wurden. Der deutsche Waisenvater in England war oft genöthigt, Wirthschaftssachen zu verkaufen, um das Häuslein seiner Kleinen für den folgenden Morgen mit Nahrung zu versehen. Aber er blieb seinem Grundsatz treu, und seine Kinder wurden satt. Dabei

fasten geheimnißvolle Gaben, die von einigen Kupfermünzen bis zu Anweisungen von 1000 Pfund Sterling steigen, und mit der Kost von allen Theilen Englands, Indiens, Australiens, Neuseelands, Amerikas, dem Cap der guten Hoffnung etc. ungenannt und unverbessentlich anlangen. Dazu kommen immer noch neue schutz- und älternlose Kleine vom Säuglingsalter an; er wehret ihnen nicht, denn ihrer und sein ist das Himmelreich. Er baut ihnen eben ein viertes Asyl, dem noch ein fünftes folgen soll, so daß er im Stande sein wird, an 2000 Kindern Vater- und Mutterstelle zu vertreten.

Alles dieses hat ein armer deutscher Candidat in fremdem Lande vollbracht, durch nichts unterstützt, als das Selbenthum des Glaubens, seiner Liebe, seiner Grundsätze. Möchte man, einer solchen Erscheinung gegenüber, nicht ausrufen: „Hier ist ein Wunder, glaubet nur!“

[1743]

A. B.

**Bürger's Lenore.**

Es war ein träumerischer Maiabend des Jahres 1757; die Sonne neigte sich schon tief zum Untergehen. Kosig angehaucht schimmerte der Blüthenschnee der Obstbäume, unter denen die strohgedeckten Bauerhäuser des Dörfchens Wolmerswende im Sonnenglanze frieblich dalagen. Aus den mächtigen Schornsteinen quollen violette Rauchwolken hervor; die Feldarbeiter

Eine stattliche Gänseherde grasete auf dem Ager oder plätscherte im Bache; und eine Menge Gänseblümchen lagen in Loren's Schooße. Emsig reichte die Kleine mit einer Nadel Köpfchen auf Köpfchen an einen langen Faden.

Da wurden die Zweige des Unterholzes sacht auseinandergebogen und ein Knabe schaute lächelnd daraus hervor. Der mochte wol 9 Jahr alt sein, aber er war klein und sah kränklich aus. In dem offenen blaffen Gesichte strahlten die blauen Augen von einem reichen inneren Leben.

Der Kleine trug Kniehöschen und grobe Schuhe mit Schnallen; unter dem dreieckigen Hütchen hing ihm im Nacken ein breites Haarzöpfchen. Leise schlich er sich hinter das Gänsemädchen — plötzlich beugte er sich nieder und hielt ihr mit beiden Händen die Augen zu.

Lore schrie vor Schreck auf — dann lachte sie: „Laß los!“ Der Knabe verstellte seine Stimme und sagte: „Wenn Du rathen kannst, wer ich bin?“

Da lachte die Gänse-Lore noch lustiger und verstellte sich auch und rieth auf Hans und Anton und Peter und Matthias und alle Namen der Knaben im Dorfe durch. Plötzlich aber warf sie dem Knaben ihre Blumenkette über den Kopf und rief: „Nun hab ich Dich — Gottfried August Bürger!“

Jetzt erst nahm Friedel seine Hände von Lenore's Augen und setzte sich zu ihr ins Gras. Noch lange freuten sie sich über das lustige Versteckenspiel, obgleich das sich fast täglich wiederholte — sie waren ja glückliche Kinder!

Eine Weile saßen sie so.



„Hast Du keine neue Geschichte von der Spinn-Christel gehört?“ fragte da Gottfried das Mädchen. — „Erzähle mir doch, liebe Lore — Du weißt, ich habe diese Geschichten so gern!“

Das kleine Gänsemädchen rückte näher an den Knaben heran. „Ja,“ sagte sie, „eine wunderschöne Geschichte, bei der es einem kalt und warm wird, hab ich wieder gehört. Es war einmal ein tapferer Reitermann, der hatte ein wunderschönes Fräulein lieb. Da mußte er in den Krieg ziehn — weit fort in ein fremdes Land. Darüber weinte das Fräulein Tag und Nacht.“

„Wie heißt das Fräulein?“ unterbrach Gottfried die Erzählerin.

„Das hat die Christel nicht gesagt.“

„So, so,“ sagte Gottfried; „weißt Du was? so soll sie Lenore heißen!“

„Wie ich, Friedel?“

„Wie Du, Lore; doch nun erzähle weiter.“

„Also verging Jahr und Tag,“ fuhr Lore fort — „und der Reitermann ließ nichts von sich hören. Endlich war der Krieg aus und die Krieger kehrten heim — Lenorens Liebster war aber nicht dabei. Auch wußte Niemand etwas von ihm zu sagen. Da warf sich das Fräulein verzweiflungsvoll auf die Erde und zerriß ihr Haar und verfluchte sich bitter an dem lieben Gott. Sie murzte und schrie, daß sie ohne ihren Reitermann auch nicht mehr leben wollte. Das Fräulein jünger fort und fort bis Mitternacht — da, als der letzte Schlag der Sturmuhre noch brummte, gings draußen: trap! trap! trap! — O, Friedel, Du hättest hören sollen, wie graulich die Spinn-Christel das nachmachen konnte und dann, als der Reiter klirrend am Thor abgestiegen war, sang:

Kling! kling!  
Wie leise, wie leise  
Regte er den Fingal!

Lenore! Lenore! rief unten eine dumpfe Stimme. Lenore sprang mit einem Freudenstrei aus dem Fenster — ja, da stand ihr Geliebter in einem schwarzen Mantel gehüllt und sagte: Komm! geschwind zu mir herab, ich will Dich mit mir nehmen zur Hochzeit, wir müssen heut noch hundert Meilen weit reiten! — Und denk Dir, Friedel, das Fräulein schwang sich zu dem Reitermann auf den Rappen und fort gings hurra, hurra durch die Nacht, wobei der Reitermann immer mit dumpfer Stimme vor sich hinsagte:

Der Mond, der scheint so helle,  
Die Lobten reiten schnelle!

Immer schneller und schneller sausten sie durch die Nacht dahin, zuletzt flogen sie sogar durch die Luft — Gespenster huschten hinter ihnen her — hu! wie dem Fräulein graute — und dann gings auf einen Kirchhof zu — der Reitermann schlug mit seiner Gerte an das eiserne Gitterthor — das sprang klirrend auf — ein offenes Grab lag zu ihren Füßen — hu! hu! der Reiter und das Ros waren zu Gerippen geworden — und mit ihnen sank Lenore ins Grab — drüber schloß sich die Erde! — Das war die Strafe, Friedel, sagte die Spinn-Christel, weil das Fräulein drüber murzte, daß der liebe Gott ihren Geliebten hatte in der Schlacht fallen lassen.“

Gottfried war ganz bleich geworden und seine großen blauen Augen leuchteten seltsam. Lang noch und leise sagte er vor sich hin:

Der Mond, der scheint so helle,  
Die Todten reiten schnelle!

\*\*\*\*\*

Die Septembersonne des Jahres 1773 ist für Göttingen untergegangen. Durch die dämmerigen Straßen der alten Münststadt an der Leine schreiten eilig Studiosen, bald einzeln, bald zu zweien oder dreien; man sieht es ihren lebhaften Gesichtern an, daß sie etwas Wichtiges erwarten. Ein Jeder hat auf seinem Zimmer einen Zettel vorgefunden: „Um 7 Uhr tritt der Bund im Hain Apoll's zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen, der Amtmann ist in der Stadt, er wird seine neueste Ballade vorlesen!“

Wir blicken in einen geräumigen, schon halbdunklen Gartensaal. Hier wohnen die Studiosen Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg. Vierzehn Jünglinge sind versammelt und in einer äußerst lebhaften Unterhaltung begriffen.

Dies sind die Mitglieder des Göttinger Hainbundes. Sie kommen alle Sonnabend zusammen, besprechen sich über Wissenschaft und Kunst, üben sich im Vorlesen und kritisiren gegenseitig ihre poetischen Arbeiten, von denen die besten in ein Buch zusammengeschrieben werden.

Hier geht Ödöking Arm in Arm mit Voss, dem Verdeutschter Homer's, dem Sängler der „Ruife“ und des „achtzigsten Geburtstags“; Boie, Bießer, Sprengel, Kramer, Klosen und Hahn haben um den lustigen Sprüchmann einen Kreis geschlossen und begründen jeden neuen Witz mit fröhlichem Gelächter. Dort halten sich Müller, Fritsch Stolberg und Leisewitz umschlungen und glühen von Freundschaft und Begeisterung. In der Fensterische steht einsam ein zartgebauter Jüngling, sein blaßes Gesicht ist arg von Blatternarben zerrissen, schwärmerisch schauen seine lichtblauen Augen zum Abendhimmel hinauf, der schon durch das Baumgrün niederblinzt. Das ist der Dichter des Liedes „Lieb' immer Treu und Redlichkeit“ — Göbly.

Jetzt öffnet sich die Thür eines Nebenzimmers. Ein Mann von 25 Jahren tritt in den Saal; er trägt eine trübe leuchtende Lampe in der Hand. Seine Figur ist zart, das geistvolle Gesicht und die edel geformte Stirn kränzlich blaß, von dunkelblenden ungerubertem Haar umwallt. Die schönen blauen Augen leuchten im Feuer der Begeisterung; nur der Mund ist unschön. Die Kleidung ist fein und modisch.

„Grüß Gott, Bürger! — Herzbruder, hast uns lange warten lassen! — Endlich läßt der Herr Amtmann sich mal wieder im Hain Apoll's blicken, den er doch selber mit pflanzen half!“ — so schallte es dem Ankömmling von allen Seiten entgegen.

Gottfried August Bürger, obwohl damals erst 25 Jahre, hatte doch bereits durch einige herrliche Lieder und Balladen nicht geringen Ruhm geerntet und im Verein mit seinen Freunden, die wir oben genannt haben, den sogenannten „Hainbund“ gestiftet, welcher auf die Gestaltung der neuen deutschen Poesie von so großem Einfluß gewesen ist. In der Versammlung dieser Freunde las Bürger immer, auch als er schon Amtmann in der Nähe von Göttingen geworden war, seine neuen Gedichte zuerst vor; und hierher hatte er auch heute seine neueste Ballade mitgebracht.

Mit einem feierlichen Ernste, den die Freunde sonst nicht an ihm gewohnt waren, griff Bürger, als Schweigen eingetreten und Alle sich gesetzt hatten, in die Tasche und zog — einen Todtenkopf heraus, den er unter die matt glimmende Lampe legte. Zugleich schlossen sich von außen die Fensterläden. Im weiten Saale war es unheimlich düster, und beim Flackern des Lämpchens schienen gespenstische Schatten an den Wänden hinzuschieben.

Hierauf nahm er ein Manuscript vom Tische, stellte sich vor die Lampe und begann mit langsamer, klangvoller Stimme zu lesen:

„Lenore fuhr um's Morgenroth  
Empor aus bangen Träumen“ —

mit lebenswarmen Tönen malte er Lenorens qualvolle Zweifel an der Treue des Geliebten — wieder dämpfte sich die Stimme zum weichen Wohlklingen bei dem Bilde eines friedlich heimkehrenden Heeres, um sich gleich darauf im schneidenden Contraste zur wilden Leidenschaft zu entflammen und Lenorens getäuschte Hoffnung, die Empörung ihres Herzens mit schaurigen Tönen zu schilbern. Brausend scholl die Stimme an, indem sie alle Schauer des nächtlichen Mittes ins Reich des Todes malte!

Bang athmend sitzen die Freunde im Kreise. Lobensfülle herrscht in dem düsteren Gemache, nur durchschauert von den Worten des Dichters. Bleich schimmert das Gebein des Todtenkopfes, geisterhaft blaß leuchtet das Antlitz des Vorlesers. Große Tropfen perlen auf seiner Stirn, seine Augen sprühen — immer gewaltiger — immer schneller brausen die Worte von seinen zuckenden Lippen — immer lauter fliegt der gespenstische Nappe durch die Nacht —

Rasch auf ein eiserne Gitterthor  
Ging's mit verbängtem Flügel,  
Mit schwanker Gert' ein Schlag davor;  
Zersprengte Schloß und Miegel —

da kracht ein Schlag gegen die Flügelthüren des Gartensaals, von Bürger's Hand blitzschnell mit seiner Reitgerte geführt — klirrend springen beide Thüren auf — kalt durchschauert starren die Freunde in das Baumdunkel des Gartens und auf den stimmern Sternenhimmel —

Todtenbleich und entsetzt springt Friedrich Stolberg vom Stuhle auf und umklammert zitternd die Stuhllehne.

Als Bürger mit dumpfen Grabestönen geendet:

„Geduld! Geduld! Wenn's Herz auch bricht!  
Mit Gott im Himmel habre nicht!  
Des Leibes bist du ledig;  
Gott sei der Seele gnädig!“

rust Friedrich Stolberg mit heiserer Stimme: „Bei Gott, Bürger, Du läßt uns alle Schrecken der Lenore mit erdulden!“

Begeistert eilt Voss auf den Dichter zu und schließt ihn stürmisch in die Arme: „Und dachtest Du auch keine Strophe weiter, Freund meiner Seele — mit dieser Ballade wird der Name: Gottfried August Bürger im Kranze der Unsterblichkeit strahlen!“

Alle Freunde springen von ihren Sitzen auf, um dem Bruder in „Apoll“ die Hand zum feurigen Danke und Glückwunsch zu pressen.

„Aber, Bürger, woher hast Du nur den wunderseltamen, köstlichen Stoff zu Deiner Lenore?“ fragte da der ältere Stolberg.

Da überfliegt ein Schatten von Wehmuth das Gesicht des Dichters und leise und traurig sagt er: „Von einer kleinen Gänsehirtin.“

Und Bürger erzählt von der Gespielin seiner Kindheit; von den glücklichen Stunden, die er mit der guten kleinen Gänse-Lore auf dem Ager am Waldsaume verplaudert und verträumt hat. Er spricht von dem Abende draußen auf dem Gänseanger, wo Lore ihm die Geschichte der Lenore und des gespenstischen Reitermanns erzählte — und dann von dem Morgen, wo er Abschied nahm von dem Dorfe und ihr, wo sie ihm noch Feldblumen in den Wagen geworfen.

„Ich habe Lore nie wiedergesehen. Als ich in den Ferien nach Wolmeröwende kam, war Lore in einem andern Dorfe als Kindsmagd in Dienst. Dann verzog mein Vater nach Westorf — und ich wurde ein wilder leichtsinniger Knabe. Ich vergaß die Gänse-Lore — im letzten Frühlinge, mit den ersten Knospen ist sie still und freudlos gestorben. Sie sagte mir's damals am Abend bei dem Abschied: „Wenn Du nicht wiederkommst, Friedel, wie der Reitermann — ich weine mich zu Tod!“ — Sie starb und Niemand wird bereinst wissen, wo Gottfried August Bürger's Jugendliebe ausruht vom schweren Erdenleben — ihr Grab wird versinken und überwuchert werden —

„Aber ihr Name wird fortleben in Deiner Lenore!“ sagte Johann Heinrich Voss.

Arnold Wellmer.

### Die Mode.

In verschwenderischer Fülle streut gegenwärtig die Mode Perlen aus; mit Krystall-, weißen Schmelz-, Kalk- und geschliffenen schwarzen Perlen werden Hüte, Spitzen, Fichus, Zäckchen, Blusen, Paletots re., kurz, fast alle Toilettegegenstände geschmückt. Schwarze Perlen werden besonders häufig zu schwarzem Sammet und weißem Kaschmir — pleinartig oder in bestimmtem Dessin aufgenäht — verwendet, ferner zur Garnitur von Hüten, z. B. auf seinen Draht gereiht und zu Rosetten, Blumen oder Guirlanden geordnet; Kalkperlen sind vorzüglich auf schwarzem Kaschmir, aber auch auf farbigen Stoffen von überraschender Wirkung, während Krystall- und weiße Schmelzperlen mehr auf zarten, duftigen Stoffen, also besonders zur Garnitur von Ballkleidern sich eignen. So wäre z. B. ein Kleid von glattem, oder gemustertem weißem Tüll, ganz mit glitzernden Krystallperlen übersät, nicht ohne Reiz; dazu ein Gürtel von Silberlahn, das Kleid über einer weißen Seidenrobe an einer Seite mit brillantirten Wasserrosen und Schilfblättern gerast, und ähnliche Blumen im Haar. Freilich zieht man auch in dieser Saison, und mit Recht, die ganz weißen Kleider zur Balltoilette allen übrigen vor. Ich glaube meine Leserinnen nicht zu ermüden, wenn ich ihnen einige vollständige Balltoiletten beschreibe.

Unterleid von rosa Taffet oder Foulard, Ueberkleid von weißem Crêpe, Tüll oder Mull, am unteren Rande in Bogen ausgeglichen und daselbst mit einer breiten rosa Einfassung umgeben, welche mit einer Puffe von weißem, mit Krystallperlen benähmtem Seidentüll überdeckt ist. Einfassung und Puffen setzen sich ebenfalls in Bogen, zu beiden Seiten bis zur Taille fort. Letztere, in der Form eines Niedercorsets aus Mull mit rosa Taffetunterlage, ist durch ein chemise russe aus Tüllpuffen ergängt. Im Haar einzelne Rosen.

Nicht minder geschmackvoll würde folgende Balltoilette sein: Kleid aus glattem weißem Mull mit breitem Saume, darüber ein 4 Cent. breites blaues Taffetband; Schooß „Peplos“, ausgechnittene griechische Taille. Letztere ist am oberen, der Schooß am Außenrande mit Einfassung von blauem Taffetband umgeben, der Schooß ist außerdem an seinen Ecken je mit einer blauen Seidenquaste verziert. Blauer Gürtel, Coiffüre von Bergischmeinnicht.

Oder: Kleid von weißem Mull, am unteren Rande mit einer Verbürte umgeben, die abwechselnd aus schräg gerichteten Guipüre-entre-deux und lila Taffetband gebildet und an beiden Längenseiten mit einer Guipürespitze begrenzt ist. Ausgeschnittene Blusentaille mit langem, in drei großen Fäden geschnittenem Schooß, ebenfalls aus entre-deux und Taffetband arrangirt. Collier und Haarbandeau von lila Sammetband mit Maiglöck-

chen. Den sortie de bal wählt man gewöhnlich weiß, aus Kaschmir, Mohair, Pelzeline oder Spitzen; im letzteren Falle läßt sich ein schon im Sommer getragener Umhang, mit farbigem Atlas oder Taffet gefüttert, leicht in einen sortie umwandeln. Die Form desselben ist die einer Beduine oder eines runden, nicht zu langen Talmas, theils mit, theils ohne Capuchen; sorties mit Vermeln sind zu einer Balltoilette, welche durch jene zu leicht zerknittert werden könnte, nicht zu empfehlen, werden jedoch, besonders aus hochrothem Kaschmir gefertigt, mit Vorliebe zu einer Theater- oder Concerttoilette getragen.

Ehr junge Damen ersetzen den sortie durch kleine, weiße, mit farbigem Taffet und dünner Watte gefüllte Pelzerinnen, mit Taffetrüscheln, Perlen, Angorafrauzen garnirt oder nur mit Taffeteinfassung umgeben. Ballfächer, besonders solche von weißem, dicht mit Silberfäden benähmtem Crêpe, werden am oberen Rande mit einer feinen Blumenquirlende ausgestattet.

Im Bereiche der feinen Lingerie ist als neu eine Guipürespitze zu erwähnen, deren dicht gewebte Dessinfiguren reliefartig einem durchbrochenen Fend ausliegen, wodurch die Spitze ein reiches und gebiegenes Ansehen gewinnt.

Zwar werden die kurzen Kleider auch im Winter getragen, doch eignen sie sich nur zur Freudenabende, nie zur Festtoilette und mehr für Mädchen, als für Frauen. Um das Costümartige zu vermeiden, trägt man sie häufig über einem Jupon von gleichem Stoff und gleicher Farbe. Der Jupon kann jedoch durch einen etwa 20 Cent. kreiten, am unteren Rande ausgeboigten und dem ebenfalls in Bogen ausgeschnittenen Kleide untergesetzten Streifen imitirt werden, ein Arrangement, das sich auch vorzüglich zur Verlängerung eines zu kurz gewordenen Kleides eignet. Man fertigt die kurzen Kleider ebenfalls in Keilform (forme princesse), doch in mäßiger Weite. Für das Faltenarrangement solcher Kleider, deren Neck und Taille nicht im Zusammenhange geschnitten ist, sei erwähnt, daß der Neck sich der Figur fast bis zur hinteren Mitte völlig glatt anschmiegen muß, da aber bei wellenen und steifen Stoffen in dicht nebeneinander liegende kleine Falten (sogenannte queue-falten) gelegt, bei leichterem Gewebe in Falten gereiht wird.

Veronika v. G.

### Wirthschafts-Plaudereien. Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

Charlotte russe. Eine beliebige Anzahl Biskuits bestreicht man an der unteren rauhen Seite mit Marmelade, legt sie dann paarweise auf einander und gibt sie in eine tiefe Porzellanbüchse. Hierauf bereitet man von 2 Eibeln Rahm (Sahn), dem Gelben von 12 Eiern, einem großen Stücke Zucker und etwas Vanille auf dem Feuer unter beständigem Rühren eine dicke Crème und gießt diese, sobald sie kalt geworden, über die Biskuits. Hierauf macht man von 10 Loth Zucker, dem Weißen von 4 Eiern eine spanische Windmahl, überzieht die Crème damit, bestreut Alles noch tüchtig mit Vanillezucker und stellt die Schüssel auf eine halbe Stunde in die Röhr.

Pomeranzentorte. Man befeuchtet 1/2 Pfund geschälte und gestoßene Mandeln mit Pomeranzensaft und streut 1/2 Pfund gesiebten Zucker darüber. Von drei großen Pomeranzen wird die Schale auf einem Reibeisen gerieben und mit dem Gelben von 8 hartgekochten Eiern gemischt. Hierauf rührt man 6 Loth abgekühlte Butter zu Schaum, rührt nach und nach 4 ganze Eier und obige Masse dazu. Nachdem eine halbe Stunde gerührt wurde, gibt man die Pomeranzenschale und 2 Loth Kartoffel- oder Stärke-mehl dazu und verrührt dies noch leicht. Dann theilt man die Masse in drei Theile, füllt zwei davon in ein Tortenblech, streicht sie mit einem Messer glatt und gibt Aprikosen- oder anderes Fruchtgölee darauf. Der dritte Theil wird so viel feinem Weizenmehl vermischt, bis er sich rollen läßt, dann formt man Ringe daraus, legt dieselben kettenförmig um die Torte, bestreicht Alles mit Eiweiß, bestreut es mit grobgestoßenem Zucker und bäckt die Torte 3/4 Stunden bei mäßiger Hitze.

Crémédüthen. Man nimmt 8 ganze Eier und eben so viel Zucker als die Eier schwer sind. Der Zucker wird an Pomeranzen oder Citronen abgerieben, gestoßen und die Eier nach und nach hinein verrührt, zuletzt verrührt man noch so viel Mehl als 6 Eier wiegen, leicht hinein. Von dieser Masse setzt man mit einem Löffel kleine Häufchen auf ein Backblech, welches früher mit Wachs bestrichen wurde, streicht die Häufchen etwas breit und bäckt sie schnell gelbbraun. So lange sie noch heiß sind, dreht man Dittchen daraus, und füllt sie mit feigtgeschlagenem, süßem Rahm, welchen man mit Vanillezucker versüßt hat, oder mit kalter Weincreme.

Kastanienbiskuits. Eine größere Anzahl Kastanien werden weich gekocht und, nachdem man sie von den Schalen befreit hat, gewogen. 1/2 Pfund davon wird auf dem Reibeisen gerieben und dann mit 1/2 Pfund Zucker und dem Gelben von 12 Eiern flaumig abgetrieben; man gibt den festen Schnee von den Eiern und zuletzt 14 Loth feines Mehl hinzu, füllt die Masse in kleine Papierkapfeln und bäckt sie.

Kartoffelstangen zum Thee. 6 Loth Butter, 6 Loth Mehl, 6 Loth geriebene Kartoffeln, welche noch warm sein müssen, 1 Ei und das Gelbe von 1 Ei werden wie ein Buttermig gezeichnet, man schlägt ihn drei Mal zusammen und rollt ihn mit einem Nollholze wieder aus. Nach dem letzten Mal schneidet man Stangen daraus, legt dieselben auf das Backblech, bestreicht sie mit zerklöpftem Ei, bestreut sie mit Salz und Kümmel und bäckt sie schnell.

Muscatoconfect. Das Weiße von 3 Eiern wird mit 12 Loth Zucker 3/4 Stunden lang gerührt, dann kommen 20 Loth geschälte und geriebene Mandeln und eine ganze geriebene Muscatnuß dazu; alles dieses wird leicht verrührt. Man schneidet runde Oblaten, legt sie auf ein Backblech und dreht darauf mit einem Kaffeelöffel kleine Häufchen aus obiger Masse, hierauf läßt man sie in mäßig warmer Röhr eine Stunde trocknen.

[1730]

### Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Anzug eines Mädchens von 12—14 Jahren. Kurzes Kleid, sackförmiger Paletot und Jupon von grauem Finesse woolfens. Kleid und Paletot sind am unteren Rande in Bogen ausgeschnitten und daselbst mit einem an beiden Längenseiten gebogenen Streifen von braunem cotton-silk besetzt. Letzterer ist am oberen Rande mit einem schmalen Wollfaden vom Stoff des Kleides, außerdem je an den Enden der Bogen mit braunen Knöpfen begrenzt. Toque von braunem Sammet mit Federgarnitur.

Figur 2. Kleid von braunem Velours, am unteren Rande des Rockes und an den Värmeln je mit einer Puffe von gleichem Stoffe garnirt, die an beiden Seiten mit brauner Seidenorde eingrandet ist. Knöpfe, Gürtel und Gürtelgraffe, letztere in Form einer Narcisse, von schwarzem Sammet.

Figur 3. Kleid von schwarzem Grosgrain. Die Garnitur besteht in Volants von gleichem Stoffe, welche „à l'empire“ gefaltet und mit einem „Kopf“ ausgelegt sind; den Ansatz der Volants deckt ein schwarzes Sammetband. Festschärpe: Gürtel von schwarzem Sammet, mit einer Filigranagraffe geschloffen.

[14, 856]



# Weihnachtsklänge.

Heil'ge Nacht, auf Engelschwingen  
Nahst du leise dich der Welt,  
Und die Glocken hör' ich klingen,  
Und die Fenster sind erhellt.

Mit der Fülle süßer Lieder  
Mit dem Glanz um Thal und Höhen,  
Heil'ge Nacht, so kehrest du wieder,  
Wie die Welt dich einst gesehn.

Mäßig.

Trüb.

Comp. von Theodor Bradsch.

The musical score consists of four systems of piano accompaniment. Each system has a treble and bass clef staff. The first system is marked 'p' and 'Sehr gebunden.' The second system is marked 'p'. The third system is marked 'diminuendo' and 'p'. The fourth system is marked 'Langsamer.', 'crescendo', 'p', 'rit.', and 'mf'. The score concludes with a final chord in the bass staff.

1729.





Dreißilbige Charade.

Der Ersten Deutung liegt nicht ferne, Sie bietet dir den schönsten Sinn; Sie führt dich sanft gleich einem Sterne, Zum Quell der reichsten Liebe hin.

Wol Manchem lacht der Dritten Sonne, Doch wechselnd zieht sie ihren Lauf; Das Ganze aber blüht in Bonno Am Herzen der zwei Ersten auf.

[1741] R. A.

Auflösung der dreißilbigen Charade Seite 376. „Augenlid.“

Correspondenz.

Abonnetin in ? Nachfolgend erhalten Sie die Vorchrift zu einem sehr wohlriechenden Damenliqueur: 1/2 Pfd. getrocknete Bomeranzschalen (ein noch feineres Arom geben Curaçaochalen) werden einige Stunden in kaltem Wasser geweicht, der innere weisse, weiche Kündentheil mittelst eines scharfen Messers fortgeschritten und die zurückbleibende, allein das Aroma haltende äußere Rinde, unter Beifügung von 1/2 bis 1/3 Loth zerhackter Weidenwurzel mit 1 Quart (= 2 Pfund) völlig festschließendem 90grädigen Spiritus, in einer Flasche mit weiter Öffnung übergoßen. Man verschließt letztere mit feuchter Blase und steckt eine Stachnadel in diese, damit die Spiritusdämpfe das Gefäß nicht sprengen können. Unter öftentlichem Umschütteln läßt man die Flasche an einem mäßig warmen Orte (im Sommer an einem sonnigen Fenster) 6 bis 8 Tage lang stehen, gießt dann die Flüssigkeit von den Schalen ab, preßt letztere in einem Leinentuche vom anhängenden Spiritus ab und filtrirt sämtliche Flüssigkeiten durch Niespapier. Dann löst man 1 1/2 Pfund Zucker durch Kochen in 1 Quart (1 bair. Maß) Wasser auf, kocht den entstandenen Syrup durch Einweilen und mischt ihn nach dem Abkühlen mit dem wie oben angegebenen Bomeranzschalenauszug. Je älter der Liqueur, desto besser wird sein Geschmack; er ist leicht und die Verdauung anregend, trotzdem wollen wir bemerken, daß jeder Liqueur namentlich von Damen als eine Medizin betrachtet werden sollte, d. h. sein Genuß darf nicht zur Gewohnheit werden. [1732]

Fr. W. Sch. in C. Trauen Sie nicht den Schönheitsmitteln der Parfümiers, mögen sie „Säuremilch“ oder „Maienbau“ heißen; Mittel, deren Zusammensetzung als Geheimniß behandelt wird, sollte man niemals anwenden, am wenigsten, wenn es den Keim gibt, der einmal durch falsche Mittel verdorben, schwer wieder in seinen ursprünglichen Zustand zu bringen ist. Die einfachsten Mittel sind zur Verbesserung und Erhaltung eines guten Teints die beiden: Waschen mit recht kaltem Wasser und gebüßtes Frosttrocknen mit einem groben Leinentuch; vor dem Schlafengehen Abreiben des Gesichtes und Halses mit Kornbranntwein. Geschmeidig erhalten Sie die Haut durch Waschen mit Mele und Einreiben mit Goldcream. [1732]

Fr. C. v. Z. in Wgd. Ein sehr einfaches, aber gut erprobtes Mittel gegen erkrankte Hände ist Fischleim. Vor dem Schlafengehen taucht man leinene Lappen in heißen Fischleim und umhüllt damit die erkrankten Glieder, so warm man es ertragen kann, wickelt dann andere Lappen oder Tücher über, damit der Leim nicht die Bettwäsche beschmutzt und bleibt, die kranken Theile stets bedeckt, etwa zwei Nächte und einen Tag im Bette. Das Mittel ist auch für offene Frostschäden anwendbar und wird am zweckmäßigsten dann angeordnet, wenn kein Frostwetter zu befürchten ist, weil die Haut dadurch sehr weich, zart und empfindlich wird. Da das Mittel sich aus diesem Grunde auch angelegentlich zur Verhütung der Hände empfehlen läßt, wäre somit auch Ihre zweite Frage beantwortet. [1732]

Eine Verehrerin des Bazar in St. P. Hartes, d. h. kalthaltiges Brunnenwasser kann einer empfindlichen Gesichtshaut allerdings unzutraglich sein; in Gemanglung weichen Fußwassers können Sie sich mit abgekochtem und wieder erkaltetem Brunnenwasser waschen. [1732]

A. B. und M. A. in Finnland. Ein gutes Mittel zur Vertilgung der Ameisen soll Petroleum sein, welches man von Zeit zu Zeit in die Ritzen und Öffnungen der Dielen u. s. w. gießt. Auch dürfte an solchen Stellen, wo die Ameisen größere Zerstörungen am Holzwerk veranlassen, eine Durchdringung des letzteren mit hochkonzentriertem Colocintinextrakt (1 Pfund Colocintin mit etwa 6 Quart Wasser abgekocht, durchgeseiht und in der Flüssigkeit noch 1/2 Pfund Zintiviertel aufgelöst) zu empfehlen sein. Um das Eindringen neuer Ameisen von Außen zu verhindern, müssen die Zugangöffnungen, welche von den Ameisen von außen her benutzt werden, aufgesucht und je nach ihrer Größe mit Cement oder mit einem Kitt aus Kreide, Leinöl und Petroleum verschmiert werden. [1732]

Eine mehrjährige Abonnetin in A. Cm. Garuus. Wir empfehlen Ihnen: „Alteuwestes amerikanisches Stärkezug-Paraparat von L. Struve in Rheide am Harz“, welches beim Gebrauch der Stärke zu gleichen Theilen zuzusetzen ist.

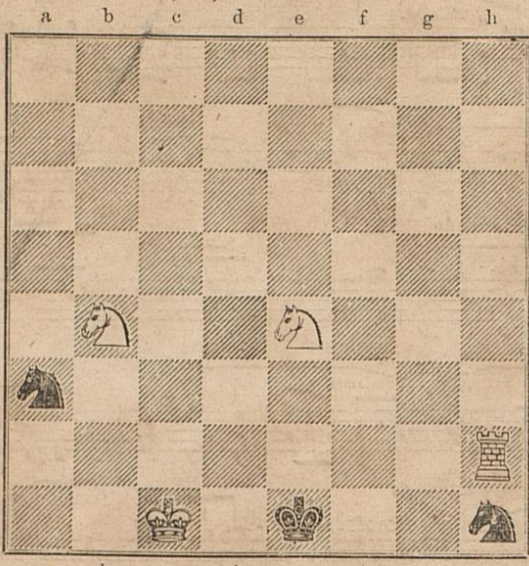
Rebus I.



Rebus II.



Schach. Aufgabe Nr. VII.



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt. [1258]

Langjährige Abonnetin in N. Es erscheint uns geradezu unglücklich, daß Stachelbeerfrucht, der sonst in ein paar Tagen in Gährung geräth, selbst nach 5 Wochen noch keine Gährung zeigt; sollten Sie vielleicht durch Untergebene gerührt worden sein, und ihr Stachelbeerfrucht durch Wasser eine übermäßige Verdünnung erlitten haben? Alles dagegen! Im Uebrigen würde ein ganz geringer Zusatz von Hefe den Anstoß zur Gährung in einer gährungsfähigen, aber gährungsträgen Flüssigkeit geben. [1732]

Fr. v. B. in C. Zur Herstellung eines Räucherpapiers reiben Sie in einer Reibschale 1/4 Loth Zimmtöl, 1/4 Loth Mustatumpulver, 1/4 Loth flüssigen Storar, 1/4 Loth pulverisiertes Benzoeöl und 5 Gran Umbra und 5 Gran Moschus genau untereinander und fügen tropfenweise noch so viel Weingeist hinzu, daß eine ziemlich flüssige Masse entsteht. Diese wird mit einem groben weichen Pinzel auf die eine Seite von Stücken feinen Papiers aufgetragen, welche man, wenn sie trocken sind, zwischen Oel- oder Wachs-papier aufbewahrt. Beim Gebrauch hält man ein solches Papier über ein Licht oder eine Lampe, so daß es nur raucht, nicht aber anbrennt. — Ihr anderer Wunsch ist notirt. [1732]

Mehrjährige Abonnetin in Th.....dt. Jählich- oder Desfarbenanstrich kann man von Holzwerk einfach und leicht dadurch entfernen, das man den Anstrich mit gewöhnlicher Seife (sogen. schwarzer oder grüner Seife) einreibt und die Seife so lange darauf läßt (circa 24 Stunden), bis sich mittelst einer mit Wasser angefeuchteten Bürste die Firnisshaut leicht entfernen läßt. [1732]

Une abonnee très-satisfaite. Vous trouverez l'entre-deux de même que les autres dans un des numéros prochains. On porte toujours encore de prédilection les manches presque collantes; c'est-à-dire les manches, seulement assez larges au poignet pour faire passer la main. Fr. A. B. C. D. Da Sie diese Art von Stoff nirgends finden werden, so rathen wir Ihnen, die 16 Ellen zu einem feinförmigen Rocke zu verwenden. Ein solcher im Verein mit einer Bluse getragen, wird eine hübsche Toilette bilden. Fr. Th. Bg. Die nächste technische Nummer bringt den Schnitt einer ähnlichen Keitrobe mit ausgeglichener Taille.

Eine Abonnetin in G. Die Größe der Serviette richtet sich nach dem Teller; man stellt derartige Servietten meist aus weissem oder grauem Java-Sateen her und färbt sie mit farbigem oder schwarzem Garn; am Außerrande werden sie ausgefranst.

Ein Abonnet aus A. bei Ch. „Schürstiche“ und „Languettenstiche“ bedeuten eins und dasselbe. In der vorigen technischen Nummer befindet sich eine neue Art von Winterhandschuhen. Im Uebrigen wenden Sie sich an eine renommierte Handschuhfabrik. Fr. Alg. B. Das Gewünschte befindet sich auf Seite 208 dieses Jahrganges.

Eine Abonnetin in St. Die Mode heißt allerdings Kräfteleder, und es ist vorauszusetzen, daß man solche noch längere Zeit tragen wird. Carrierte Stoffe eignen sich besonders gut für diese Form. — Eine hübsche weiße Mantelface finden Sie auf Seite 345 d. Jahrg.

Fr. G. v. P. in C. Das gewünschte Leichen- wird sich ohne Mühe nach dem auf Seite 345 d. Jahrganges gegebenen herstellen lassen. Erfüllung des zweiten Wunsches erfolgt vielleicht später.

Fr. L. P. Dessin, Stärke der Wolle u. s. w. wählt man nach persönlichen Vorlieben. Am zweckmäßigsten ist es jedenfalls, die Arbeit mit einem Anschlage von der Breite der Gardine zu beginnen.

Fr. C. G., M. bei B. Sie erhalten den Geradhalter für Kinder in der Confectfabrik von Lutten, Berlin, Jägerstr. 43.

Fr. C. K. in W. Ein sehr praktischer Stoff ist Tartan. Die zweite Frage beantworten wir mit Ja. In Betreff der dritten müssen wir bemerken, daß wir nicht einen derartigen Krager, sondern eine Decke zu bringen versprechen.

Fr. Baronin S. in N. Reißförmige Unterröcke von weissen, waschbaren Stoffen sind genau nach dem Schnitt der wiederholt gebrachten, farbigen Japaner herzustellen. Die Adresse des Victoria-Bazar ist Leipzigstr. 93. Das von Ihnen erwähnte Arrangement der Gesellschaftsrobe ist durchaus zu empfehlen.

Kritische Correspondenz. Frau Ingeborg v. K. in Gothenburg. Es hat uns viel Vergnügen gemacht, von Ihnen zu hören, daß auch so hoch im Norden noch unser Blatt ein heiliches Willkommen gefunden. Wir danken für jedes freundliche Wort und glauben Ihnen und allen unseren anderen zahlreichen Lesern und Lesern in Schweden und Norwegen eine Freude zu bereiten, indem wir Ihnen für eine der ersten Nummern unseres neuen Jahrganges das Portrait und die Biographie König Karl's XV. veröffentlichen. — Fr. A. v. N. in P. Wir empfehlen Ihnen den „Damen-Almanach, Notiz- und Schreibkalender für 1867“, mit einer Illustration von Hermine Stille. Dieser Almanach ist eine der reizendsten und anmutigsten Gaben, welche das alte Jahr uns für das neue gebracht, dabei in hohem Grade praktisch und bis ins Kleinste hinreichend. Außer dem astronomischen und kirchlichen, finden Sie darin einen Ausgabekalender, Privatadressen, Notiz- und Geburtskalender, eine vollständige Genealogie der Regentenhäuser, eine Münz- und eine Längennachvergleichungstabelle, endlich auch einen Zeitentwurf; und das Alles bei solcher Reichhaltigkeit so handlich, daß Sie das geschmackvolle Buchlein zugleich — als Bittentartentafelchen benutzen können. Sie finden es in jeder Buchhandlung. — Fr. M. Tr. in M. Sehr hübsche Rosen, von einer wahrhaft wohlklingenden musikalischen Form. Wenn irgend möglich, wollen wir das eine oder andere Stück zum Abdruck bringen. — Am. N. in C. Nicht übel. — v. B. in G. Unser Geheimniß! Im Uebrigen schönen Gruß. — C. D. N. in S. Talent ist vorhanden; doch ist es noch völlig ungebildet. — G. B. in B. O. Wir gaben die Antwort bereits in einer früheren Nummer, welche Sie übersehen haben müssen. — Eine Mutter in S. Sie können Ihren Kindern kaum ein anmutigeres Geschenk weihen, als das „Märchenbuch“ von Hermann Kette. Derselbe sinnig-gemüthvolle Zug, der Ihnen die Besize dieses Dichters im „Bazar“ so werth gemacht, geht auch durch diese lieblichen Schöpfungen der Phantasie, welche die kleine Welt aufs Anmuthigste unterhalten werden. — Herrn S. F. in W. Wählen Sie irgend einen Band aus „Ferdinand Schmid's 8 Jugendbibliothek“. Dieser Schriftsteller versteht es trefflich zu den Herzen der heranwachsenden Jugend zu sprechen und ihr in einem lebendigen Tone die großen Thaten der Vergangenheit und der Väter zu erzählen. Von besonderem Werth für pädagogische Zwecke sind alle diese Schriften, weil sie durchaus einen historischen oder nationalen Hintergrund haben, wie die „Nibelungen“, „Gudrun“, „Wilhelm Tell“, „Schiller“, „Mozart“ u. s. w. — Nützliche Lösungen von A. S. und F. S. in Wien, A. B. Wittenberg, S. G. in Tirol, A. A. in B. Ihr Sohn hat richtig gerathen, der Wunsch Ihrer Tochter soll erfüllt werden, und von Ihrer Einwendung werden wir Gebrauch machen.

Kostenfreie Insertion offener Stellen.

Zu den betrübendsten gesellschaftlichen Uebelständen gehört die Schwierigkeit für Frauen, eine ihrem Wünschen und Können entsprechende Beschäftigung zu finden. Gewöhnlich stehen ihnen, um dieselbe zu suchen, nur zwei Wege offen: Die kostspielige Annonce oder der sogenannten Commissionäre Vermittelung, welche aber noch kostspieliger als jene und überdies gefährlicher ist, da bei den tausendfältigen Modificationen von Angebot und Nachfrage der unredliche Vermittler nur zu leicht eine gefällige Form für betrügerischen Handel findet. Wol hat man in neuerer Zeit nach dem Beispiele Englands in einzelnen Städten Bureaus gegründet, in welchen den Arbeit suchenden Frauen unentgeltlich vacante Stellen nachgewiesen werden; indess stehen diese Institute noch sehr vereinzelt da und sind vorläufig nur von localer Bedeutung. Wie aber, wenn eine in der ganzen civilisirten Welt bekannte und anerkannte Zeitung sich fände und jene Vermittelung im bequemsten und kürzesten Wege durch die „Annonce“ unentgeltlich übernehmen wollte? Der Bazar hat sich dazu entschlossen.

Der unberechenbare Vortheil, welchen die Ausführung dieses unseres Vorhabens für sämtliche Erwerb suchende Frauen sowohl, als für Diejenigen haben würde, die eine Beschäftigung oder Stellung zu vergeben beabsichtigen, liegt in des Bazar Verbreitung und zwar in der beispiellosen Art und Weise seiner Verbreitung, indem er nicht nur in allen civilisirten Ländern, sondern von allen Ständen gelesen wird, nicht nur in die fleißigen, von früh bis spät beschäftigten Hände, sondern auch zu den Hohen und Reichen gelangt, welche Beschäftigung nur zu geben gewohnt sind.

Bevor wir jedoch zur Ausführung unseres Vorhabens schritten, überlegten wir — nicht welche Opfer sie uns kosten werde, sondern wie diese Opfer der Frauenwelt den möglichsten Nutzen brächten. Und nach kurzen Erwägen mußte uns klar werden, daß es ein kaum ausführbares Unternehmen sein würde, Angebot und Nachfrage Raum zu geben. Denn zu umfangreich wäre das Material, das wir vorausichtlich erhalten würden. Wir bringen daher vorerst nur Offerten vacanter Stellen und hoffen, daß mit der Zeit Alle, welche weiblicher Arbeitskräfte bedürfen, dieser unserer Vermittelung hierfür sich bedienen werden. Es bleibt dem Belieben der Einsender überlassen, in der Annonce selbst sich zu nennen oder ihre Adresse nur für uns beizufügen, damit wir ihnen die einkommenden bezüglichen Angebote übermitteln können. Wir scheuen diese Mühe nicht, weil wir von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß es eines Weltblattes Bedeutung ist, der Welt nützlich zu sein!

Und so laden wir alle unsere Abonnetinnen und Abonneten auf dem ganzen Erdkreise ein, sofern sie Damen zu beschäftigen wünschen, als da sind: Lehrkräften in allen üblichen Fächern, Malerinnen, Copistinnen, Gouvernanten, Gesellschafterinnen und Bonnen, selbständige Haushälterinnen, Directricen, Buchhalterinnen und Verkäuferinnen, Puz- und Confectionsarbeiterinnen, Stickerinnen und Strickerinnen, Näherinnen für Maschinen- und Handarbeit u. s. w. u. s. w. ihre Wünsche, resp. Annonce in frankirtem Brief und mit Beifügung ihrer Adresse, an die Redaction des Bazar

zur unentgeltlichen Veröffentlichung

einzusenden. Mit einer der nächsten Nummern des Bazar hoffen wir demnach das erste Verzeichniß vacanter Stellen unseren Abonnetinnen mitzutheilen.

Berlin, im November 1866.

Die Redaction des Bazar.

Schlusswort an unsere Leserinnen und Leser.

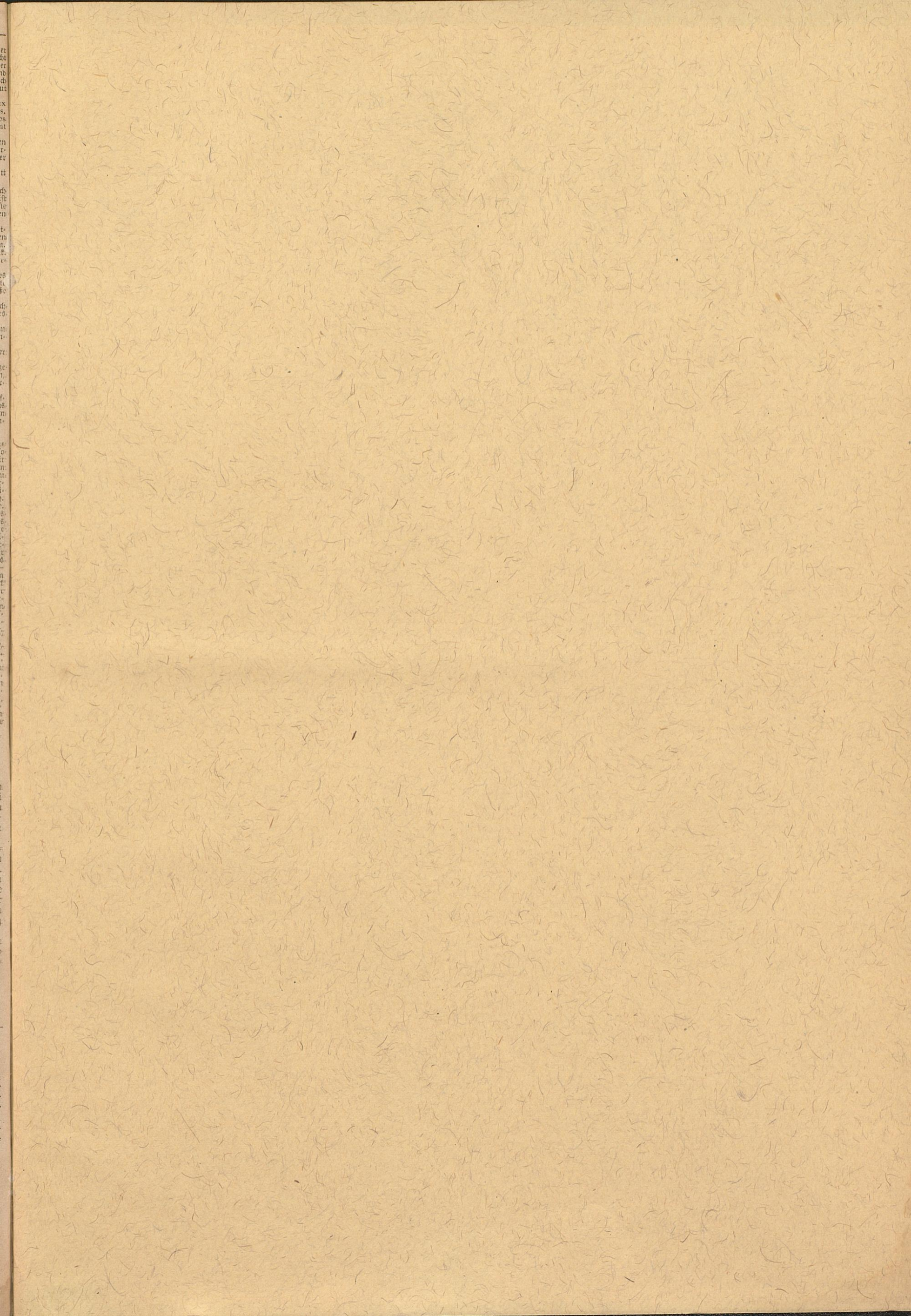
Mit dieser Nummer schliesst der „Bazar“ seinen zwölften, mit der folgenden beginnt er seinen dreizehnten Jahrgang. Wie bisher wird er auch fernerhin bestrebt sein, das Schöne mit dem Nützlichen, die Unterhaltung mit der Belehrung zu vereinen. Sein technischer Theil wird fortfahren, durch Abbildung und Beschreibung die Selbstanfertigung der Damen- und Kinder-Garderobe, stets der neuesten Mode entsprechend, zu lehren und hierbei vorzugsweise auf die praktischen Bedürfnisse der Abonneten Rücksicht nehmen, so dass der Familie Gelegenheit zu wesentlichen Ersparungen geboten ist. Dreihundert Schnittmuster in natürlicher Größe, in Zeichnung und Beschreibung so klar und fasslich, dass auch die ungebildetste Hand im Stande ist, danach zu arbeiten, begleiten einen Text von jährlich 74 Bogen im grössten Folioformat; und mehr als 1500 Abbildungen umfassen Alles, was in die Gebiete der Damen- und Kindergarderobe, Leibwäsche und Handarbeiten fällt: Pariser und Berliner Originalmuster für Stickerei, Weissstickerei, Tapiserie, Application und Soutache, Filet-, Strick-, Häkel-, Knüp- und Perlenarbeit. Den Schluss bilden in regelmässiger Reihenfolge die neuesten Modenbilder.

Dürfen wir also den technischen Theil als den unentbehrlichen Rathgeber zahlloser Frauen bei der Arbeit bezeichnen: so ist es die Aufgabe des belletristischen Theiles, in reichster Auswahl Lectüre für die Mussestunden Aller zu bringen. Mit Sorgfalt redigirt und die Ziele wahrer Herzens- und Geistesbildung verfolgend, wendet er sich an das ganze Haus, die ganze Familie. Die Namen seiner Mitarbeiter bürgen für den Ernst seines Strebens, die Gediegenheit seines Inhaltes, die Mannigfaltigkeit seiner Leistungen. Der „Bazar“ brachte und wird auch ferner bringen: Novellen und Erzählungen von Brachvogel, Frenzel, Gerstäcker, Hesekei, Hofer, Luise Mühlbach, Elise Polko, Max Ring, Levin Schücking, Ottilie Wildermuth; ein reiches Feuilleton, Natur- und Völkereunde, Reise-skizzen, Geschichtsbilder von Beta, Hiltl, Loewenberg, D. Sanders, Schmidt-Weissenfels, Fürstin Koltzoff-Massalsky (Dora d'Istria); Dichtungen von Emanuel Geibel, H. Kletke, Otto Roquette; Musikpièces der populärsten Componisten; Gesundheitspflege von Sanitätsrath Dr. Posner und Dr. Schraube; Küchen- und Toilettenchemie von Dr. Jacobsen; Recepte für die Hauswirthschaft von Dr. Philipp; Garten und Keller vom Obergärtner P. Sorauer, endlich Schach, Rösselsprünge, Rebus und Räthsel. Als officieller Repräsentant des „Vereins für Frauenarbeit“ wird der „Bazar“, was in trüber Zeit begonnen, unter dem wärmeren und lichterem Einfluss des Friedens nach Kräften fördern, und unterstützt von solchen Autoritäten wie Lette, Holtzendorff, Engel, Eberty u. s. w., auch seinerseits beitragen zur Lösung einer der gewichtigsten Fragen, welche die Gegenwart beschäftigt.

Berlin, im November 1866.

Die Redaction des Bazar.







2

5.75 60